Hallesche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen für Anhalt und Thüringen.

1916 Nr. 266 — Jahrgang 209

Bezugspreis für Halle und Vororte 3 Mk. Durch die Post bezogen 3.35 Mk. für das Vierteljahr, monatlich 1.00 Mk. Die Hallesche Zeitung erscheint wöchentlich vielmal. — Gratis-Beilagen: Hallescher Courier (tägl. Textilteil), Ill. Unterhaltungsblatt (Sonntagsbeil.), Landw. Mitteilungen, Illustr. Modenbeilage, Sächsische Provinzialblätter, Kinderbeilage (für die junge Welt)

Zweite Ausgabe

Anzeigengebühren für die sechsgespaltene Kolonelzeile oder deren Raum 30 Pfennig. Reklamen am Schluß des redaktionellen Teils die Zeile 100 Pfennig. Anzeigenannahme bei der Geschäftsstelle in Halle (Saale) und bei allen bekannten Annoncen-Expeditionen

Geschäftsstelle in Halle (Saale): Leipziger Straße Nr. 61/62 Fernruf 7801 (während der Geschäftsstunden). Nach Geschäftsschluß: Schriftleitung 5610, Geschäftsstelle 5608 und 5609 Hauptschriftleiter: i. V.: Dr. Mätzold, Halle (Saale)

Donnerstag, 8. Juni 1916

Geschäftsstelle in Berlin und Berliner Schriftleitung: Bernburger Straße 30. — Fernruf Amt Kurfürst Nr. 6290 Druck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale)

Skagerrak war und bleibt ein deutscher Sieg

Die Wahrheit über unseren Seesieg

Weder Minen, noch U-Boote oder Zeppeline — sondern geschickte Führung und die Wirkung der Artillerie- und Torpedowaffe!

Berlin, 7. Juni. (Amtlich.) Von englischer Seite wird in amtlichen und nichtamtlichen Pressetelegrammen und in Auslassungen, die von den englischen Missionen im neutralen Ausland verbreitet werden, in systematischer Weise der Versuch gemacht, die Größe der englischen Niederlage in der Seeschlacht vom 31. Mai in Abrede zu stellen und den Glauben zu erwecken, als sei die Schlacht für die englischen Waffen erfolgreich gewesen. So wird u. a. behauptet, daß die deutsche Flotte das Schlachtfeld geräumt, die englische Flotte es dagegen behauptet habe. Hierzu wird festgestellt: Das englische Groß ist während der Schlacht am Abend des 31. Mai durch die wiederholten wirkungsvollen Angriffe unserer Torpedobootsflottille zum Abdrehen gezwungen worden und seitdem unseren Streitkräften nicht wieder in Sicht gekommen. Es hat trotz seiner überlegenen Geschwindigkeit und trotz des Anmarsches eines englischen Linienschiffsgeschwaders von zwölf Schiffen aus der südlichen Nordsee weder den Versuch gemacht, die Fühlung mit unseren Streitkräften wiederzugewinnen, um die Schlacht fortzusetzen, noch eine Vereinigung mit den vorgenannten Geschwader zu der angestrebten Vernichtung der deutschen Flotte herbeizuführen.

Mit der weiteren englischen Behauptung, daß die englische Flotte vergeblich versucht habe, die stehende deutsche Flotte einzuholen, um sie vor Erreichung der heimischen Stützpunkte zu schlagen, steht die angeblich amtliche englische Erklärung, nach der Admiral Jellicoe mit seiner großen Flotte bereits am 1. Juni in den über 300 Meilen von dem Kampfplatz entfernten Stützpunkt Scapa Flow (Orkneninseln) eingelaufen sei, im Widerspruch. So haben denn auch unsere nach der Schlacht zum Nachtangriff nach Norden über den Schauplatz der Tagschlacht hinaus entsandten zahlreichen deutschen Torpedobootsflottillen von dem englischen Groß trotz eifrigen Suchens nichts mehr angetroffen, vielmehr hatten unsere Torpedoboote hierbei Gelegenheit, eine große Anzahl Engländer von verschiedenen gesunkenen Schiffen und Fahrzeugen zu retten.

Als ein weiterer Beweis für die von den Engländern bestrittene Tatsache der Beteiligung der gesamten englischen Kampfflotte an der Schlacht vom 31. Mai wird darauf hingewiesen, daß der englische Admiralitätsbericht selber die „Marlborough" als gefechtsunfähig bezeichnet hat. Des weiteren ist am 1. Juni von einem unserer U-Boote ein anderes Schiff der „Iron Duke"-Klasse in schwerbeschädigtem Zustande der englischen Küste zusteuernd gesichtet worden. Beide vorgenannten Schiffe gehörten dem englischen Groß an.

Um die Größe des deutschen Erfolges herabzumindern, wird ferner von der englischen Presse der Verlust der zahlreichen englischen Schiffe zum großen Teil auf die Wirkung deutscher Minen, Unterseeboote und Luftschiffe zurückgeführt. Demgegenüber wird ausdrücklich betont, daß weder Minen, welche nebenbei bemerkt der eigenen Flotte ebenso gefährlich hätten werden müssen wie der feindlichen, noch Unterseeboote von unserer Hochseeflotte verwendet worden sind. Deutsche Luftschiffe sind lediglich am 1. Juni u. zw. ausschließlich zur Aufklärung benutzt worden.

Der deutsche Sieg ist durch geschickte Führung und durch die Wirkung unserer Artillerie und Torpedowaffe errungen worden.

Es ist bisher darauf verzichtet worden, den vielen angeblich amtlichen englischen Behauptungen über die Größe der deutschen Verluste entgegenzutreten. Die letzte, immer wiederkehrende Behauptung ist, daß die deutsche Flotte nicht weniger als zwei Schiffe der „Kaiser"-Klasse, die „Westfalen", zwei Schlachtkreuzer, vier kleine Kreuzer und eine große Anzahl von Torpedobootszerstörern verloren habe. Die Engländer bezeichnen außerdem die von uns als verloren gemeldete „Pommern" nicht als das aus dem Jahre 1905 stammende Linienschiff von 13 000 Tonnen, sondern als ein modernes Großkampfschiff desselben Namens.

Demgegenüber wird festgestellt, daß der Gesamtverlust der deutschen Hochseestreitkräfte während der Kämpfe am 31. Mai und 1. Juni sowie in der darauffolgenden Zeit beträgt:

1 Schlachtkreuzer,
1 älteres Linienschiff,
4 kleine Kreuzer und
5 Torpedoboote.

Von diesen Verlusten sind in den bisherigen amtlichen Bekanntmachungen als gesunken bereits gemeldet:

S. M. S. „Pommern" (vom Stapel gelaufen 1905), S. M. S. „Wiesbaden", S. M. S. „Elbing", S. M. S. „Frauenlob" und 5 Torpedoboote.

Aus militärischen Gründen ist bisher von der Bekanntgabe des Verlustes S. M. SS. „Lützow" und „Rostock" Abstand genommen worden. Gegenüber falschen Deutungen dieser Maßnahme und vor allem in Abwehr englischer Legendenbildungen über ungeheuerliche Verluste auf unserer Seite müssen diese Gründe nunmehr zurückgestellt werden. Beide Schiffe sind auf dem Wege zu ihren Reparaturhäfen verloren gegangen, nachdem die Versuche fehlgeschlagen waren, die schwerverletzten Schiffe schwimmend zu erhalten. Die Besatzungen beider Schiffe einschließlich sämtlicher Schwerverletzten sind geborgen worden.

Während hiermit die deutsche Verlustliste abgeschlossen ist, liegen sichere Anzeichen dafür vor, daß die tatsächlichen englischen Verluste wesentlich höher sind, als von unserer Seite auf Grund eigener Beobachtungen festgestellt und bekanntgegeben worden ist. Aus dem Munde der englischen Gefangenen stammt die Bekundung, daß außer „Warspit" auch „Princeß Royal" und „Birmingham" vernichtet sind. Auch ist zuverlässigen Nachrichten zufolge das Großkampfschiff „Marlborough" vor Erreichung des Hafens gesunken.

Die Hochseeschlacht vor dem Skagerrak war und bleibt ein deutscher Sieg, wie sich allein schon aus der Tatsache ergibt, daß selbst bei Zugrundelegung nur der von amtlicher Stelle bisher zugegebenen Schiffsverluste einem Gesamtverlust von 60 720 deutschen Kriegsschiffstonnen ein solcher von 117 750 englischen gegenübersteht.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

Der österreichische Generalstabsbericht

Russische Angriffe zurückgeschlagen
Der Busibollo von den Oesterreichern genommen

Wien, 7. Juni. Amtlich wird verlautbart:

Russischer Kriegsschauplatz

Von stark überlegenen Kräften angegriffen, wurden unsere in Wolhynien an der oberen Putilowka kämpfenden Streitkräfte in den Raum von Luck zurückgenommen. Die Bewegung vollzog sich ohne wesentliche Störung durch den Gegner. An allen anderen Stellen der ganzen Nordostfront wurden die Russen blutig abgewiesen, so nordwestlich Rafalowka am unteren Styr, bei Berestiany am Korminbach, bei Sapanow an der oberen Strypa, bei Jaslowice am Dnjestr und an der bessarabischen Grenze. Nordwestlich Tarnopol schlug eine unserer Divisionen an einer Stelle zwei, an einer anderen sieben Angriffe zurück. Sehr schwere Verluste erlitt der Feind auch im Raume von Okna und Dobronoucz, wo seine Sturmkolonnen vielfach in erbittertem Handgemenge geworfen wurden.

Italienischer Kriegsschauplatz

Südwestlich Asiago setzten unsere Truppen ihren Angriff bei Cesuna fort und nahmen den Busibollo.

Südöstlicher Kriegsschauplatz

Unverändert ruhig.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes.
v. Höfer, Feldmarschalleutnant.

Die englischen Offiziersverluste in der Seeschlacht

London, 7. Juni. Unter den Offizieren, die in der Seeschlacht umgekommen sind, befinden sich die Konteradmirale Horace Hood und Sir M. Arbuthnot. Nach einer Liste der Admiralität wurden 333 Offiziere getötet und 24 verwundet. Von der Besatzung folgender Schiffe sind alle umgekommen: „Indefatigable", „Defence", „Black Prince", „Tipperary", „Turbulent", „Nomad" und „Nestor". Von den Schiffen „Queen Mary", „Invincible", „Fortune", „Ardent" und „Shark" werden 41 als Ueberlebende gemeldet. Ferner werden 227 als tot oder vermißt gemeldet.

Wie die „Queen Mary" sank

London, 7. Juni. Ein Bericht der „Times" aus Edinburg, sagt: Fast die ganze erste Salve, die aus den deutschen Geschützen abgefeuert wurde, traf die „Queen Mary", und sechs Minuten nach Beginn des Kampfes riß eine Explosion das ganze Schiff auseinander und es verschwand.

Haig meldet . . .

London, 7. Juni. Amtlicher Kriegsbericht vom 5. Juni.

Schwere Kämpfe am Nachmittag östlich Ypern. Der Feind eröffnete gegen mittag eine heftige Beschießung in der Gegend von Looge und Ypern und brachte eine Reihe von Minen zwischen 3 und 4½ Uhr nachmittags an verschiedenen Punkten auf der 2000 Yards langen Front nördlich Hooge zur Explosion. Hierauf folgten vergebliche Infanterieangriffe.

Unmittelbar nördlich Hooge drang der Feind nach einer Minenexplosion in die vordersten Gräben ein. Der Kampf dauert an; unsere allgemeine Linie ist noch ungebrochen.

Auf falschen Wegen

Von sehr geschätzter Seite wird uns geschrieben:

Der Reichskanzler hat in seiner letzten Rede im Reichstage den Donnerstag der vorigen Woche, den Tag, an dem die Abgeordneten von Graefe und Westarp im Reichstag die Unterseebootfrage wieder berührten und ernsten Bedenken Ausdruck gaben, einen unglücklichen Tag genannt. Ob spätere Geschichtsschreibung die gestrige Tagung, die durch die Rede des Kanzlers ihr Gepräge erhielt, eine glückliche nennen wird?

Es kann weder im Sinn des deutschen Volkes, noch auch im Sinne des Kanzlers liegen, an dieser Rede in ehrfurchtsvollem Schweigen vorüberzugehen, wenn man nicht der zustimmenden Meinung ist, die die Blätter der Linken über diese Rede mit sichtlichem Behagen zum Ausdruck bringen.

Gegen die Männer, die es gewagt haben, mit und ohne Namen in vertraulichen Druckschriften an den Maßnahmen der Regierung Kritik, scharfe Kritik zu üben, hat der Kanzler harte Worte gebraucht, die man im gewöhnlichen Leben nur dann anzuwenden pflegt, wenn sich jemand ehrloser Handlungen schuldig gemacht hat. Wer wollte behaupten, daß die gebrandmarkten Männer dies getan haben? — Die Vergangenheit und der Name von Männern, wie Generallandschaftsdirektor Kapp, leistet Gewähr dafür, daß sie weder leichtfertig noch aus Skandalsucht, sondern aus innerstem für das Wohl unseres Volkes besorgtem, ehrlichen Herzen, ihre Gedanken niedergeschrieben haben. Daß der Versand dieser Schriften vertraulich, also geheim geschehen mußte, erklärt sich durch die Zensur, und daß einige Verfasser es nicht wagten, ihren Namen zu nennen, erscheint in milderem Licht im Angesicht der Tatsache, daß heute außergewöhnlicher persönlicher Mut dazu gehört, eine fromme nationale Gesinnung zu bekennen.

Des weiteren wird man diesen Männern nicht einfach nachsagen dürfen, sie wären mit scharfer Feder, wie einst der selige Don Quichote gegen Windmühlenflügel und Kohlrübenfelder zu Felde gezogen. Vielmehr wird man ihnen gute, vorsichtig geprüfte Gründe für ihre Angriffe nicht absprechen können. Und wahrsich, unser politisches und wirtschaftliches Leben hat Erscheinungen gezeitigt, die bei diesen vaterlandsliebenden Männern ernste Bedenken erregen können. Gegen sichtbare Tatsachen haben die Verfasser der vertraulichen Schriften ihre Angriffe gerichtet. Hat dabei der Eine oder Andere Vorgänge der Vergangenheit schief dargestellt, weil er andere Vorgänge nicht kannte, so dürfte dies nebensächlich sein. Die Besorgnisse richten sich nicht auf Dinge der Vergangenheit, sondern auf die der Gegenwart.

Herr v. Bethmann Hollweg hat die Tatsache, daß seine Regierung bei den Blättern der Linksparteien Zustimmung und Unterstützung findet, dem Sinne nach mit dem, von unserm Kaiser geprägten Wort erklärt, daß es im Deutschen Reiche seit Ausbruch des Krieges keine Parteien, sondern nur noch Deutsche gebe.

Diesem Kaiserwort ist viel Gewalt angetan worden, und es ist notwendig, darüber einiges zu sagen.

Das Wort kann doch nur so gedeutet werden, daß unser Kaiser, die Volksgenossen, die ihm und seiner Regierung ihrer politischen Gesinnung nach, feindlich gegenüberstanden, in dem Augenblick sich in gleicher Huld zur Seite stellte wie die wohlgesinnten, nachdem sie bei Ausbruch des Krieges ihre politischen Feindseligkeiten aufgegeben und sich nur als Deutsche bekannt hatten. Man pflegt im Volksmund zu sagen: „Nun ist alles vergeben und vergessen." — Das Wort kann also auch nur so lange inneren Wert haben, als alle Deutsche in derselben Art von reinen nationalen Gedanken erfüllt werden und danach handeln. Und das in dem Sinne, der der allein rechte sein kann: „Mit Gott für Kaiser und Reich." — Sobald aber die Parteien der Linken ihre alten Banner wieder entfalten, kann dies Kaiserwort nicht mehr angewandt werden.

Dies Wort setzt innere Wandlungen voraus; spürt man von diesen etwas? Diejenigen Deutschen, die ihrer Gesinnung nach den Parteien der Rechten zuneigen, denen Gott, Kaiser und Reich immer das Höchste und Maßgebende war, brauchten sich in diesen Zeiten nicht zu wandeln. Vielmehr haben diese zu ihrer Genugtuung gesehen, daß ihre Weltanschauung und die in ihr ruhenden Kräfte es sind, die uns bisher durch die schweren Kämpfe hindurchgeholfen haben und die uns auch den endlichen Sieg bringen werden. Und sie erleben weiter die Freude, daß Tag für Tag große Scharen zu dieser Weltanschauung und zu dem alten Gott zurückkehren.

Unsere innere und äußere Politik kann aber die Besorg-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191606082-15/fragment/page=0001

nis erwecken, daß hier nach anderen Grundsätzen gehandelt wird, und daß dem so ist, wird dadurch nicht unwahrscheinlicher gemacht, daß Freisinn und Sozialdemokratie die Wetteranzeiger für das Regierungswetter sind.

Nachklänge zum deutschen Seesieg

London, 7. Juni. „Daily Mail" schreibt: „Die Admiralität hat die Veröffentlichung der Nachrichten über die Seeschlacht mit der größten Dummheit behandelt. Ihre Kenntnis der Tatsachen wurde England vorenthalten bis Freitag, wo ein kläglich abgefaßter Bericht veröffentlicht wurde, der ausfuhr wie ein ungeschickter und unaufrichtiger Versuch, die Niederlage wegzuleugnen. Ein zweiter, in wichtigen Einzelheiten erheblich abgeänderter Bericht wurde zu spät ausgegeben, als daß er dem Publikum bis zum Morgen hätte bekanntgegeben werden können. Der Gipfel der Ungeschicklichkeit wurde erreicht, als man Churchill heranzog, um eine Erklärung über die Schlacht zusammenzubrauen. Welchen Wert hat seine Behauptung, daß unsere Ueberlegenheit zur See in in keiner Weise vermindert sei? Die Nation erinnert sich noch an zu viele ähnliche prahlerische Aeußerungen, so an sein Versprechen, daß die deutschen Schiffe wie Ratten aus ihren Löchern herausgegraben werden würden.

Der schwerste Schlag für England

Amsterdam, 7. Juni. „Nieuws van den Dag" nennt Kitcheners Tod eine peinliche Ueberraschung für England. — Der Haager „Nieuwe Courant" schreibt: Die Bedeutung von Kitcheners Tod für das Britenreich und seine Verbündeten ist gewaltig. Es ist der schwerste Schlag, der das Reich während des Krieges getroffen hat. Alles, was England bisher verloren hat an Menschen, Kanonen, Schiffe und Geld, waren doch nur ein Werkzeug in der Hand des Leiters von Englands Krieg. Jetzt ist ihm aber der Leiter selbst entrissen worden. Die Drähte, die von London nach Frankreich, Rußland, Italien und allen Kriegsschauplätzen laufen, hängen schlaff. Im Augenblick ist kein Mann da, der sie festhalten kann. Die Bedeutung von Kitcheners Tod für die Entente ist sicher nicht minder groß. Aber was er für sein Land gewesen ist, läßt sich noch nicht übersehen. Es wird schwer sein, eine neue Stütze für das große Gebäude zu finden.

Das blockierte Griechenland

Mailand, 7. Juni. Der Korrespondent des „Secolo" in Saloniki bemerkt zu der Verhängung der Blockade über Griechenland, sie könnte genügen, um Griechenland zu einer richtigen Einschätzung des eigenen Interesses zurückzubringen, da die Teuerung aller Lebensmittel direkt unerträglich geworden sei.

Aus Athen eingetroffene Pariser Nachrichten, wonach Frankreich, England und Rußland infolge des deutsch-bulgarischen Vormarsches auf das griechische Gebiet energische Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der griechischen Verfassung (?!) ergreifen wollten, habe in Athen eine lebhafte Bewegung hervorgerufen. Einige glauben, daß die Maßnahmen, falls die griechische Regierung sich ihnen widersetzen sollte, selbst das Königshaus in eine ernste Verlegenheit bringen könnten.

Dasselbe Blatt meldet ferner, die Lage in der Hauptstadt sei kritisch. Die Minister berieten fast ununterbrochen. Die Venizelistenpresse greife die Regierung aufs heftigste an. Venizelos beschuldige im „Kirik" den Generalstab, den Boden für ein deutsch-griechisches Bündnis vorbereitet zu haben.

Der Fall Verduns nur eine Frage der Zeit

Basel, 7. Juni. In der „Nationalzeitung" schreibt der Oberst Frey zur deutschen Offensive: Es ist sicher, daß die Zentralmächte nun auch auf den Kriegsschauplätzen des Trentino und bei Verdun das militärisch so wichtige Gesetz des Handelns diktieren. Von Verdun selbst glaubt er, daß dessen Einnahme nur eine Frage der Zeit sei. Von Bedeutung ist vor allem der Raumgewinn der Deutschen auf dem linken Maasufer, denn sie stehen nur noch acht Kilometer von der Eisenbahnlinie Verdun-Paris entfernt.

Der französische Heeresbericht

Paris, 7. Juni. Amtlicher Kriegsbericht von gestern Nachmittag.

Auf dem rechten Maasufer richteten die Deutschen nachts zwei Angriffe gegen die französischen Stellungen zwischen Vaux und Damloup, die vollständig scheiterten. Es ist keinerlei Veränderung der Lage von dem Fort Vaux zu berichten, das die Deutschen fortgesetzt heftig beschießen.

Der Abendbericht lautet:

Von der Front nördlich Verdun wird keine Infanterietätigkeit während des Tages gemeldet. Der Artilleriekampf dauert in der Gegend von Vaux und Damloup mit gleicher Heftigkeit an. Der Bataillonskommandeur Vabral, der Fort Vaux mit unverminderter Kraft verteidigt, wurde zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt.

Belgischer Bericht: Beiderseitige Beschießung in der Gegend östlich Pervyse-Ramscapelle.

Großer Tumult in der italienischen Kammer

Rom, 7. Juni. Während der gestrigen Besprechung in der Kammer ereigneten sich mehrere Zwischenfälle. Als Salandra von Dankbarkeit gegen das Volk sprach, sprang Ciacomo Ferri auf und rief: Das Volk bezahlt die Rechnung eurer Nachlässigkeiten. Nach seinen Worten herrschte großer Tumult im Saale, bei den Journalisten und auf den Tribünen. Rufe: „Verräter! Oesterreicher! wurden laut. — Turati gab Erläuterungen zur Internierentenfrage und erklärte sich prinzipiell mit der Internierung der Ausländer einverstanden, bedauerte jedoch, daß außerhalb der Kriegszone zahllose Italiener ohne jeden plausiblen Grund von ihren Wohnstätten entfernt und allerlei Kränkungen unterworfen würden. Der Redner beschäftigte sich insbesondere mit diesen Teil der Frage und bedauerte, daß die Regierung die im Dezember übernommenen Verpflichtungen nicht einhielt. Turatis Rede wurde von den offiziellen Sozialisten beklatscht. Salandra und der Minister des Innern werden ihm wahrscheinlich heute antworten. „Corriere della Sera" bemerkt, einige von Turati aufgedeckte Mißgriffe seien unbestreitbar.

Deutscher Reichstag

Sitzung vom 7. Juni 1916.

Am Bundesratstische: Dr. Helfferich, Kraetke, Visco, Graf Roedern.

Präsident Dr. Kaempf eröffnete die Sitzung um 10¼ Uhr.

Zur zweiten Beratung stand zunächst der Gesetzentwurf über die Feststellung von Kriegsschäden im Reichsgebiete auf Grund des Berichts der 14. Kommission.

Berichterstatter Abg. Dr. Pfeiffer (Ztr.) bat dem Gesetzentwurf in der von dem Ausschuß festgestellten Fassung mit folgender Resolution zuzustimmen: den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch den die Ansprüche von Zivilpersonen wegen Kriegsbeschädigung an Leib und Leben geregelt werden.

Der Gesetzentwurf wurde ohne weitere Debatte nach den Vorschlägen des Ausschusses in zweiter und sofort auch in dritter Lesung endgültig angenommen. Desgleichen die von dem Ausschuß vorgeschlagene Entschließung.

Darauf setzte das Haus die dritte Beratung des Kriegskontrollgesetzentwurfs fort.

Abg. Noske (Soz.) als Berichterstatter empfahl den Gesetzentwurf unter Ablehnung des Antrages Graf Westarp mit der von dem Ausschuß beigefügten Entschließung anzunehmen.

Nachdem Staatssekretär Dr. Helfferich erklärt hatte, sobald wie möglich eine Entscheidung der Verbündeten Regierungen zu der Entschließung herbeiführen zu wollen, wurde die Vorlage mit der Entschließung unverändert endgültig genehmigt.

Darauf wurde die dritte Beratung des Reichshaushaltsetats für 1916 fortgesetzt.

Der Etat für die Reichsjustizverwaltung wurde bewilligt.

Beim Etat der Reichspost und Telegraphenverwaltung bat

Abg. Hubrich (Fortschr. Vpt.) den Staatssekretär des Reichspostamts, sich der Entschließung über die Kriegsbeihilfen anzunehmen, und wiederholte den Wunsch, behufs Verbesserung der Anstellungs- und Beförderungsverhältnisse im nächsten Etat eine große Anzahl neuer etatsmäßiger Stellen zu schaffen.

Die Ausgaben der Postverwaltung wurden bewilligt.

Bei den Einnahmen bat

Abg. Dr. Arendt (D. F.) den Staatssekretär, die Ausgabe von künstlerisch ausgeführten Kriegsmarken in Erwägung zu ziehen.

Die Einnahmen wurden bewilligt.

Beim Etat der Reichsdruckerei brachte

Abg. Kunert (Soz. A.-G.) zur Sprache, daß in der Reichsdruckerei sämtlichen dort beschäftigten Kriegsverletzten vom ersten Tage ihres Eintritts an die Militärrente vom Lohn abgezogen worden sei. Als Redner dieses Vorbild der Reichsdruckerei als schamlos bezeichnete, wurde er zur Ordnung gerufen.

Staatssekretär des Reichspostamts Kraetke versprach sofort Remedur eintreten zu lassen, falls in der Reichsdruckerei wirklich die Rente auf den Lohn angerechnet werden sollte.

Der Etat der Reichsdruckerei wurde bewilligt.

Der Rest des Etats wurde ohne wesentliche Debatte unverändert bewilligt.

Es folgte das Etatsgesetz.

Abg. Ebert (Soz.) erklärte namens seiner Partei: Die neuen Steuern sind in den Etat hineingearbeitet worden. Meine Fraktion hat die neuen Steuern abgelehnt, weil sie Verbrauch und Verkehr belasten. Die Einarbeitung dieser neuen Steuern in den Etat veranlaßt uns, diesen Etat nicht zu genehmigen. Die Sozialdemokratie hat seit der ersten Zeit des Krieges gewünscht, daß die Kriegsgewinne in weitem Maße herangezogen werden. Wir können neue Verkehrs- und Verbrauchssteuern nicht bewilligen. Die Verbündeten Regierungen sträuben sich aber gegen die Abkehr von der alten Bahn, Vermögen und Einkommen nur in den Einzelstaaten heranzuziehen. Während des Krieges sollte an den bestehenden Zuständen nichts geändert werden, aber der Krieg dauert schon 22 Monate, und in so langer Zeit wäre es möglich gewesen, die Bahnen zu neuen Fortschritten zu beschreiten. (Sehr richtig! bei den Soz.) Man hätte dem Volk, das in diesem schweren Kriege so Gewaltiges geleistet hat, weiter entgegenkommen müssen. Da es die Verbündeten Regierungen daran haben fehlen lassen, ergibt sich für uns die Schlußfolgerung, den Etat abzulehnen. (Beifall bei den Soz.).

Das Etatsgesetz wurde angenommen.

Darauf wurde in der Gesamtabstimmung der Etat im Ganzen gegen die Stimmen der beiden sozialdemokratischen Fraktionen bewilligt.

Das Haus ging dann über zur ersten Beratung des Nachtrags zum Reichshaushaltsetat für 1916, durch den 12 Milliarden neuer Kriegskredite angefordert werden.

Staatssekretär des Reichsschatzamts Graf v. Roedern: Der letzte von Ihnen vor ungefähr sechs Monaten bewilligte Kredit von 10 Milliarden Mark nähert sich seiner Erschöpfung. Schon im Dezember v. J. konnte mein Herr Amtsvorgänger darauf hinweisen, daß die monatlichen Kriegsausgaben sich um den Betrag von etwa 2 Milliarden Mark bewegten, im März konnte von einer gewissen Stabilität in der Höhe dieser Ausgaben gesprochen werden und in der Zeit vom Januar bis Mai 1916 haben sich die monatlichen Kriegskosten im Durchschnitt etwas unter dem Betrage von 2 Milliarden gehalten. In der Ausgabenwirtschaft unserer Heere wird die Stabilität bei wesentlich gleichen, in Einzelheiten sogar vergrößerten Kriegsschauplätzen nur als ein weiterer Beweis für die gute und sparsame Finanzwirtschaft zu gelten haben. Wir können also wohl auch für die nächste Zukunft einen Monatsbedarf von etwa 2 Milliarden Mark zugrunde legen. Aus dieser Erwägung heraus werden von Ihnen in dem Nachtragsetat 12 Milliarden Mark erbeten, um mit dieser Summe den voraussichtlichen Bedarf von 6 Monaten decken zu können. Das Verhältnis unserer und unserer Verbündeten Kriegsausgaben zu demjenigen aller unserer Feinde wird mit 1 zu 2 kaum unrichtig geschätzt sein, jedenfalls nicht zu pessimistisch für unsere Feinde. Wir werden uns in den nächsten Monaten wiederum mit kurzfristigen Krediten helfen und erst im Herbst, jedoch nicht vor September, wenn wir auf das Einbringen einer guten Ernte und die Wiederauffüllung der Sparkassen hoffen dürfen, die neue, die fünfte Anleihe bringen. Für deren Gelingen ich schon heute die Mithilfe aller der Kreise anrufen möchte, die uns bisher bei unseren Anleihen in immer intensiverer Arbeit geholfen haben. Die richtige Abstimmung des Verhältnisses der Steuerquellen des Reiches zu denen der Bundesstaaten und Gemeinden war seit jeher das Alpha und Omega der Reichsfinanzverwaltung, sie wird es auch in Zukunft bleiben. (Erneute Zustimmung.) Bei der Prüfung der finanziellen Zukunftsfragen des Reichs, wird gewiß an erster Stelle das Finanzinteresse des Reiches zu stehen haben. Wenn nach einem alten Wort zur Kriegführung Geld und noch einmal Geld gehört, so kann die Finanzverwaltung dieses Geld doch nur beschaffen, wenn auf der anderen Seite die wesentlichen Grundlagen der Volkswirtschaft durch die Art der Kriegführung gesichert erhalten bleiben. Daß diese Voraussetzung bei uns gegeben ist, verdanken wir unserem Heer und unserer Marine. (Beifall.)

Abg. Landsberg (Soz.): Dafür, daß Deutschland gesichert ist und sich wirtschaftlich frei entwickeln kann, setzen wir uns ein, nicht dafür, daß es auf einer unübersehbaren Reihe von Schlachtfeldern siegt, um auf dem letzten selbst zusammenzubrechen. Jenes Ziel, für das wir uns eintreten, ist nicht erreicht; deshalb bewilligen wir die geforderten Kredite.

Abg. Haase (Soz. A.-G.): Unser Kampf gilt nicht einer Person, sondern der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und den diese stützenden Systemen. Wir betrachten die weltgeschichtliche Tragödie und die innere Politik von dem Standpunkte unserer sozialistischen Grundsätze und richten danach unser parlamentarisches Verhalten. Wir bleiben unversöhnliche Gegner des Imperialismus und gedenken nicht, ihn durch unsere Abstimmung irgendwie zu unterstützen. Wir haben aus vielen Gründen den Hauptetat abgelehnt. Noch schwerer sind die Gründe, aus denen wir diesen Nachtragsetat ablehnen müssen. (Unruhe; Zustimmung b. d. Soz. A.-G.).

Staatssekretär Dr. Helfferich: Ich kann die Ausführungen des Vorredners nicht ohne Widerspruch hinausgehen lassen. Das deutsche Volk wird sich verwundert fragen, wie es in diesem Krieg Leute geben kann, die auch hier den Kampf gegen die kapitalistische Gesellschaftsordnung oder irgend eine andere für wichtiger halten, als den Kampf gengen den äußeren Feind, der vor den Grenzen steht, denen also sozialistische Grundsätze wichtiger sind als die Sicherheit des Reiches. Herr Haase verweigert die Kriegskredite, weil er den Imperialismus nicht fördern will. Ich kann ihm antworten, wenn er mehr bedeuten würde, als er bedeutet, so wäre seine Weigerung eine Förderung der imperialistischen Politik Englands. (Lebhafter Beifall und Unruhe und Widerspruch b. d. Soz. A.-G.).

Der Nachtragsetat wurde in erster und zweiter Lesung und auf Antrag Bassermann sofort endgiltig auch in dritter Lesung angenommen. (Stürmischer Beifall.)

Es folgte die Beratung über die Ernährungsfragen. Den Bericht über die Kommissionsverhandlungen erstattete

Abg. Graf Westarp (Deutschkons.): Die Beratung der Ernährungsfragen fällt jedesmal in die kritischste Zeit des ganzen Jahres. Die letzten Monate des Erntejahres sind schon naturgemäß eine kritische Zeit. Überall haben wir mit knappen Vorräten, mit der Notwendigkeit von Einschränkungen zu rechnen, aber überall haben wir uns überzeugen können, daß das Notwendige vorhanden ist, um über die beiden Monate bis zur neuen Ernte hinwegzukommen. Die Aushungerung des Volkes ist für dieses Erntejahr gescheitert und er ist für alle Zeit gescheitert, denn schlechter und ungünstiger werden die Verhältnisse nicht werden. (Lebhafte Zustimmung.) Um der Ernährungsfrage willen brauchen unsere Truppen draußen den Kampf nicht einen Tag früher zu beendigen, als es nach den militärischen Erfolgen nötig ist. (Lebhafter Beifall.)

Abg. Dr. Mayinger (Zentr.): Gegenüber den früheren Verhandlungen über die Ernährungsfrage ist eine Neuerung insofern zu verzeichnen, als wir jetzt mit voller Offenheit vor Freund und Feind darüber sprechen. Die zweite Neuerung gegenüber unseren früheren Verhandlungen ist die Errichtung des Kriegsernährungsamtes. Wir waren von Anfang an auf den Krieg wirtschaftlich nicht gerüstet, ein sicherer Beweis, daß wir nicht an einen Angriffskrieg gedacht haben. (Beifall.) Die vielen bestehenden Kriegsgesellschaften haben eine einheitliche Leitung dringend notwendig. Alle diese Gesellschaften haben ohne jede Ausnahme als gemeinnützige zu gelten; alle ihre Gewinne über 5 Prozent müssen der Allgemeinheit, der Reichskasse für Zwecke der Kriegsfürsorge zugute kommen. Die Zentral-Einkaufsgesellschaft hat in der Richtung eines einheitlichen Betriebes unzweifelhaft Gutes geleistet. Das neue Kriegsernährungsamt wird hoffentlich eine straffe Hand zeigen.

Abg. Hoffmann-Kaiserslautern (Soz.): Unter der Herrschaft der Zensur und des Belagerungszustandes gedeihen die Völkerverhetzung und der Nahrungsmittelwucher am besten. Herr v. Batocki ist in schwieriger Zeit in sein Amt berufen worden. Wir werden ihn deshalb nicht nach seinen bisherigen Ansichten, sondern nach seinen kommenden Taten beurteilen. Wir begrüßen ihn deshalb mit dem nötigen Mißtrauen. (Heiterkeit.) Ich frage den Präsidenten des Kriegsernährungsamts, wann eine einheitliche Regelung in der Fleischversorgung für das ganze Reich eintreten wird. Wir sind Freunde der Massenspeisung. Redner kritisierte sodann in scharfer Weise die hohen Gewinne der Kriegsgesellschaften und schilderte in längeren Ausführungen die Schwierigkeiten der Nahrungsmittelbeschaffung.

Staatssekretär Dr. Helfferich: Ich knüpfe an das letzte Wort des Vorredners an. Auch mir liegt am Herzen, daß die Ruhe, die heute im Lande ist, erhalten bleibt. Ich weiß nicht, ob Reden, wie wir sie eben gehört haben, dazu dienen. Ich habe nach dieser Richtung berechtigten Zweifel. (Zurufe b. d. Soz.) Zunächst möchte ich feststellen, daß Herr v. Batocki verhindert ist, hier zu sein. Der Vorredner hat es für nötig gehalten, ein Bild von unserer Ernährung zu entwerfen, bei der lediglich die Schatten sehr schwarz gehalten waren, und das Licht, das aber auch vorhanden ist, gar nicht erwähnt wurde. Niemand wird bestreiten, daß hier und da Mißgriffe und Bewucherungen vorgekommen sind, aber wo es möglich war, solche zu fassen, ist es geschehen. Die Regierungen haben in dieser Beziehung alles veranlaßt. Ich muß auch den Vorwurf zurückweisen, daß heute der Wohlhabende und Reiche genau so leben, wie vor dem Kriege. (Zurufe b. d. Soz.). Bei keinem Volke sind die Entbehrungen von den Wohlhabenden so geteilt worden, wie bei

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191606082-15/fragment/page=0002

uns. Hätte man sagen können, wie mißlich die Verhältnisse durch die höhere Gewalt waren, manche Erbitterung wäre nicht aufgekommen. Rücksichten auf das Ausland verboten es uns aber, darüber zu reden. Wir sind gewohnt an einen Verbrauch von Brotgetreide in Höhe von 18 Millionen Tonnen im Jahre. 16 Millionen produzieren wir davon selbst und zwei Millionen werden eingeführt. Die Ernte betrug noch keine 12 Millionen Tonnen, also nur zwei Drittel dessen, wie in normalen Zeiten. Daraus mußten sich die schärfsten Einwirkungen ergeben, selbst bei der besten Organisation. Dazu kommt der Wegfall des größten Teils der Maiseinfuhr und die gesamte Einfuhr von fetthaltigen Futtermitteln. Wer will behaupten, daß solche Entbehrungen unvermeidbar waren. Ich bitte Sie, daß Sie die durch keine menschliche Macht geschaffenen Verhältnisse berücksichtigen und nicht nur hier im Hause, sondern auch draußen zusehen, wie Sie der Bevölkerung zu einer objektiven Beurteilung verhelfen können. Auch Sie haben das Interesse, daß die Stimmung im Lande erhalten bleibt. Was abänderbar ist, wollen wir abändern. (Zurufe bei den Soz.) Rufe: Ruhe, Glocke des Präsidenten.) Wenn Sie dagegen solche Reden halten wie jetzt, dann tun Sie das Gegenteil von dem, was die Lage ändern kann.

Abg. Hoff (Fortschr. Vpt.): Mit dem Staatssekretär bin ich der Meinung, daß die jetzige Zwangslage, in der wir uns befinden, auf einer natürlichen Grundlage beruht, und daß der sozialdemokratische Redner diese Tatsache nicht genug gewürdigt hat; es ist die schlechte Ernte. Der plötzliche Abschluß unserer Grenzen war mitbestimmend und dann auch der vermehrte Verbrauch infolge des Krieges. Durch Schlagworte stiftet man in dieser ernsten Zeit mehr Schaden als Nutzen. Es ist ein gefährliches Unternehmen, den Riß im Volke noch weiter zu vertiefen. (Sehr richtig! links.) Es wäre auch ungerecht, den Beamten persönliche Vorwürfe zu machen. Eine einigermaßen günstige Ernte wird den Aushungerugnsplan zuschanden machen und die Lebenshaltung unseres Volkes verbessern und verbilligen. (Beifall links.)

Präsident des Kriegsernährungsamtes v. Batocki: Den Schlußworten des Vorredners kann ich durchaus zustimmen. Auch ich habe die feste Hoffnung, daß für die letzten Wochen des Wirtschaftsjahres die Ernährung des deutschen Volkes eine erheblich bessere und geschiertere sein wird, als sie es im vorigen Jahre gewesen ist. Für die neue Ernte ist ein Wirtschaftsplan festzustellen. Da ist es sehr schwer zu prüfen und etwas gutzuheißen, wenn die Zeit dazu allzu knapp bleibt. Deshalb muß ich jeden Augenblick ausnutzen. Außer München muß ich noch nach anderen Orten fahren. Ich habe zunächst versucht, in den letzten vierzehn Tagen durch Fühlungnahme mit vielen Kreisen, mit Vertretern der Bergarbeiterverbände, aus Handel, Industrie, aus Kommunalkreisen und anderen, mir ein Bild über die Zustände und Stimmungen zu machen, was natürlich nur oberflächlich sein kann. Ich bitte mein Fortbleiben aus einem Teil Ihrer Sitzungen damit als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Ein Programm zu entwickeln, wäre verfrüht, Kritik an der Vergangenheit zu üben, wäre von meinem Standpunkte aus verfehlt und geschmacklos. (Beifall.) Die Zusammensetzung des Vorstandes gibt mir die Möglichkeit, mit den Wünschen der verschiedenen Bevölkerungskreise direkt und dauernd Fühlung zu nehmen. Ich nehme an, daß diese Zusammensetzung aus Beamten und von Angehörigen verschiedener Berufskreise glücklich ist. Es sind von praktischen Arbeiten bisher geleistet worden: die Zuckerverteilung. Dies ist insofern geschehen, als große Mengen des zur Viehfütterung bestimmten Zuckers der menschlichen Versorgung zugeführt worden sind. Völlig ausgearbeitet und eben fertig geworden ist eine Verordnung über eine stärkere Beschlagnahme der Molkereibutter, um die Fettnot jetzt etwas mehr zu beschränken. (Beifall.) Dabei ist vorgesorgt durch die Bestimmung, daß die Kühe, ehe sie geschlachtet werden, von Sachverständigen auf ihre Milchergiebigkeit untersucht werden. Dieser Eingriff ist sehr schwerwiegend und mußte reiflich überlegt werden. Man muß bei solchen Dingen sich überlegen, ob dadurch das Übel nicht größer wird als zuvor. Ferner wurde ein Kartoffelverfütterungsverbot beschlossen. Es ist schon vollzogen worden. Die Kartoffelnot ist so groß, daß ich diese Maßnahme beschloß. Dann ist eine Verordnung beabsichtigt über Einschränkung des unlauteren Handels durch sachliche Bestimmungen und Einführung gewisser Beschränkungen dadurch, daß Leute, die sich bisher nicht mit dem Handel solcher Gegenstände beschäftigt haben, der Genehmigungspflicht unterworfen werden sollen. Es gilt, die nächsten schweren acht Wochen zu überwinden, und ich bitte Sie um Ihre Unterstützung, zunächst die übertriebenen Hoffnungen, die an meine Amtstätigkeit geknüpft werden, zurückzudämmen. Ich bitte Sie ferner zu helfen, daß die Bevölkerung die Anordnungen der Behörden mit Vertrauen aufnehme. (Beifall.) Ich bitte Sie nochmals, teilen Sie vorläufig meinen Optimismus, daß die Sache einigermaßen gut gehen wird. (Lebhafter Beifall.)

Hierauf wurde um 1/2 7 Uhr die Fortsetzung der Beratung auf Donnerstag vormittag 10 Uhr vertagt.

Kirche, Schule und Mission

Die Kreissynode der Ephorie Halle Land II

tagte am 5. d. Mts. in der „Saalschloßbrauerei" in Giebichenstein zum 1. Mal unter dem Vorsitz des neu ernannten Superintendenten Hellwig. Nach einer biblischen Ansprache des letzteren über Cor. 15 V. 58, in der er zu treuem Ausharren in der Arbeit in dieser auch für die Zukunft der Kirche so hochbedeutsamen Zeit aufforderte, folgten geschäftliche Mitteilungen und die Wahlen zum Synodalvorstand. Der bisherige Synodalvorstand, zu dem außer dem Superintendenten noch P. Bode-Möblich, P. Galle-Morl, Ziegeleidirektor Krumhaar-Sennewitz, Gutsbes. Pfeffer gehörten, wurde durch Zuruf wiedergewählt; ebenso der Synodalvertreter P. Arndt-Gutenberg für äußere Mission, P. Hundertmark-Reuß für innere Mission, P. Knoblauch-Teicha für die Bibelsache, P. Kunitz-Giebichenstein für den Ev. Bund, P. Melzer-Giebichenstein für Kirchenmusik, P. Nagotzky-Brachstedt für das Pressewesen. Sup. Hellwig erstattete den Synodalbericht über die kirchlichen und sittlichen Zustände des Synodalkreises, dem er den Satz zugrunde gelegt hatte: Unsere Gemeinden im zweiten Kriegsjahr. Der Bericht gab ein anschauliches Bild von den Einwirkungen des Krieges auf unsere Gemeinden. Im allgemeinen ist leider zu beobachten, daß der Segen, den der Krieg anfangs der Kirche zu bringen schien, durch die lange Dauer desselben mehr und mehr in Frage gestellt wird. Dennoch ist auch viel Erfreuliches sowohl auf dem Gebiet des kirchlichen Lebens, als besonders auf dem Gebiet der christlichen Liebestätigkeit festzustellen und wir dürfen trotz allem eine dauernde Nachwirkung der großen Zeit auch für die Kirche erhoffen. Die sich anschließende Besprechung drehte sich vor allem um die wichtige Frage der Jugendpflege, da auf der Jugend die Hoffnung auch für unsere Kirche ruht. Die Vorlage des Königl. Konsistoriums über die Frage: Was kann seitens der Kirche geschehen, um die durch den Krieg angebahnte Annäherung der Stände festzuhalten und zu fördern? behandelte P. Arndt-Gutenberg und als Mitberichterstatter P. Schaufuß-Oppin. Forderte der erstere von den Predigern unparteiische Darbietung des Evangeliums in Predigt und Seelsorge, ein tatkräftiges Vorgehen der kirchlichen Behörden, Heranziehung der zum Aufbau des Gemeindelebens berufenen Mitglieder der kirchlichen Körperschaften, Eintritt in vorhandene Organisationen, verständnisvolle Mitarbeit jedes Gliedes der Kirche, so legte der Mitberichterstatter Wert auf das Grunderfordernis einer Annäherung der Stände, auf die Liebe, deren Merkmale Gerechtigkeit, herzliche Teilnahme und Aufopferung sind. Ein direktes Eingreifen in die wirtschaftlichen Kämpfe hat die Kirche zu vermeiden. Unsoziale Einrichtungen müssen abgeschafft werden, dagegen sind sozialwirkende Veranstaltungen von Gemeindeabenden, Vereinen usw. unter Mitwirkung von Laien zu pflegen. In der sich anschließenden Besprechung wurde noch auf die Wichtigkeit von Aeltestenkonferenzen und Männerabenden hingewiesen, die vielleicht durch Heranziehung der heimkehrenden Krieger zahlreicher zustande gebracht werden können. Es folgten dann noch die Berichte über die Innere Mission und über den Gustav-Adolf-Verein durch P. Hundertmark-Reuß und P. Bode-Möblich, die beide die erfreuliche Mitteilung machen konnten, daß der Ertrag der betr. Sammlung durch die Kriegszeit nicht gelitten habe, worauf die rednerischen Angelegenheiten der Synode ohne Beanstandung erledigt wurden.

Provinz Sachsen und Umgebung

Der Krieg und die Krieger

— Delitzsch, 7. Juni. (Der Erfolg der Reichsbuchwoche.) Das vom hiesigen Seminar und der Oberrealschule eingeschlagene Verfahren, die Reichsbuchwoche durch Sammlung von Geldmitteln durch Schüler besonders fruchtbar zu gestalten, hat sich vollkommen bewährt. Es sind außer Büchern auf diesem Wege 1700 Mark in Stadt und Kreis Delitzsch gesammelt worden.

W. Gotha, 7. Juni. (Eine Kriegsausstellung.) In den Gebäuden der Herzogl. Orangerie zu Gotha findet vom 5. Juli bis zum 5. August d. Js. eine vom Zentralkomitee des Roten Kreuzes veranstaltete und vom Preußischen Kriegsministerium unterstützte Kriegsausstellung statt, die außerordentlich viel Fesselndes und Belehrendes in volkstümlichem Rahmen bieten wird.

Niemegk, 6. Juni. (Belohnung.) Den jugendlichen Arbeitern Arthur Schiebel und Otto Ermisch, Niemegk, ist für die bei der Wiederergreifung entwichener Kriegsgefangener bewiesene Umsicht und Tatkraft vom stellv. Generalkommando des 4. Armeekorps eine Belohnung von 10 Mark gezahlt worden.

— Merseburg, 7. Juni. (Eine gemeinsame Nachtübung der Jugendkompagnie 361 (Merseburg), 368 (Frankleben) und 369 (Gauchstädt) fand unter starker Beteiligung (360 Mann) am Sonnabend zwischen Knapendorf und Geusa statt. Der Grundgedanke war, wie wir im „Tagblt." lesen, folgender: Die Jugendkompagnie Merseburg als Nachbar einer nach Osten abziehenden roten Partei hat den Befehl, die Wege Merseburg—Niederclobicau und Merseburg—Unterkriegstädt in Höhe Knapendorf—Geusa zu sichern und zu halten. Mit allen Vorsichtsmaßregeln bezog Kompagnie 361 ihre Verteidigungsstellung, Feldwachen, untereinander mit Telephon verbunden, wurden ausgesetzt und Doppelposten mit den nötigen Patrouillen vorgeschoben. Schon 10.15 war die Fühlung mit dem Feinde hergestellt, welcher in 3 Abteilungen heranrückt. Die eintretende Dunkelheit begünstigte das Vorrücken des überlegenen Feindes. Während im 1. Treffen nach den vorher getroffenen Bestimmungen entsprechend der Zahl der angeführten Jungmannen die 369er als aufgehalten anzusehen waren — es war nur ein Teil der Kompagnie erschienen —, gelang es den 368ern durch einen Angriff im linken Flügel und darauf folgenden Flankenangriff die 361er zu überrennen. Die Übung fand um 12 Uhr nachts ihren Abschluß. In den nächsten Uebungsstunden soll eine lehrreiche Besprechung der einzelnen Maßnahmen, die zum Gefechte führten, stattfinden, um den Teilnehmern die Ursache und Wirkung jeden Befehles klar vor Augen zu führen.

Krankheiten, Unglücks- und Todesfälle

— Eilenburg, 7. Juni. (Nicht aus dem fahrenden Zuge springen!) Ein tödlicher Unfall ereignete sich am Sonnabend am Güterbahnhof zu Merseburg. Ein junges Mädchen aus Eilenburg war versehentlich über die Station hinausgefahren und sprang aus dem fahrenden Zug. Dabei erlitt es so schwere Verletzungen, daß es wohl noch über die Ursache des Unfalls Auskunft geben konnte, aber schon auf dem Transport nach Halle starb.

— Dieterdorf, 7. Juni. (Familiendrama.) Gestern erschoß sich in seiner Wohnung der Schuhmachermeister A. Krell, nachdem er mehrere Schüsse auf seine Familienangehörigen abgefeuert hatte, ohne sie zu treffen. Der Mann war infolge eines Unfalles seit einigen Jahren gelähmt. Sein ältester Sohn ist gefallen, der andere schwer verwundet.

— Arnstadt, 7. Juni. (Rätselhafter Selbstmord.) In tiefe Trauer versetzt wurde eine hiesige hochangesehene Fabrikantenfamilie dadurch, daß sich ihre älteste blühende Tochter im Alter von 18 Jahren mit Cyankali vergiftete. Was das junge, lebensfrohe Mädchen, das morgens tot im Bette aufgefunden wurde, zu dem beklagenswerten Entschluß getrieben hat, ist nicht bekannt.

Verschiedene Nachrichten

— Wippra, 7. Juni. (Für treue Dienste.) In der letzten Landwirtschaftlichen Vereinssitzung in Wippra wurden 4 Mädchen für jährige treue Dienstzeit mit einem Diplom und 1 Arbeiter für 30jährige Dienstzeit mit der bronzenen Medaille der Landwirtschaftskammer Halle a. S. und sonseiten ihrer Herrschaft mit einem größeren Geldgeschenk belohnt. Die Namen der Ausgezeichneten sind folgende: Friedr. Elster, Arbeiter bei Herrn Landwirt R. Staub, Ritzgerode; Anna Löber, Molmerswende, bei Herrn Rentier Morch-Hermerode; Frieda Otto, Braunschwende, bei Herrn Schulze Staub, Her-

(Nachdruck verboten.)

Auf märkischer Erde

27] Roman von Hanns von Zobeltitz

Sie zog die Stirn kraus, bis eine kleine schmale Trotzfalte zwischen den Brauen stand. „Schreib, was du willst. Ich . . . wir dankten ihm . . . er möchte sich aber nicht bemühen. Lieber Gott, solch ein kluger Mann, wie du bist, wird doch eine passende Ausrede finden. Ich bitte dich recht sehr, Wilhelm, schreibe gleich . . . schicke einen Boten!"

Wilhelm Hackentin schüttelte den Kopf. „Es ist mir wirklich höchst fatal, Lene."

„Ich bitte dich! Tu es mir zuliebe. Ich . . . ich würde sonst nicht singen können. Glaub es mir."

Er trank seinen Kaffee aus, ging dann hinüber nach dem Schreibtisch, der am Fenster stand. „Meinetwegen . . ." sagte er im Fortgehen.

Sie sah, wie er sich drüben den Stuhl zurechtrückte, sich setzte, zur Feder griff.

Ganz still saß sie, immer die Augen auf ihn gerichtet, immer noch mit der kleinen schmalen Trotzfalte zwischen den Augenbrauen. Sah auf den Bruder und sah doch über ihn hinweg.

Wilhelm schrieb hastig, setzte einmal ab, fuhr fort, überlas, was er geschrieben hatte. Nun stand er auf, kam zurück. „Hier, Helene . . ."

Da griff sie nach dem Bogen in seiner Hand und sagte jäh: „Ich hab es mir überlegt. Wir wollen den Brief nicht abschicken."

Er lachte laut auf. Na, da hätten wir's ja. Also eine Kaprice! Weiter nichts als Laune. Was ein Hätchen werden will, krümmt sich beizeiten. Das, scheint mir, trifft bei dir auch zu. Nun laß mich aber wenigstens in Ruhe eine zweite Tasse Kaffee trinken."

* * *

Frau Harriers-Wippern wohnte in der Viktoriastraße.

Wilhelm hatte eine Droschke nehmen wollen, aber Helene bat, daß sie zu Fuß gehen dürfte. Ihr war es, als müßte und könnte sie sich einen Druck von der Seele fortlaufen, wie sie wohl in Roßbeck weit hinaus, über die Felder nach dem Forst gelaufen war, wenn die Unruhe sie geschüttelt hatte.

So gingen sie. Manchmal sah Wilhelm die Schwester heimlich von der Seite an. Er wurde nicht recht klug aus ihr. Ihr Gesicht zeigte eigentlich keine besondere Spannung. Aber ihre Gangart war eigen hastig. Manchmal lief sie fast, um dann wieder plötzlich stehen zu bleiben; mit irgendeiner Ausrede, mit einem Blick in ein Schaufenster. Aber er sah wohl, daß dieser Blick nur flüchtig über die Auslagen hinglitt, viel flüchtiger, als er's von dem Provinzmädel erwartet hätte. Ihre Gedanken mußten ganz wo anders sein.

Einmal fragte er: „Hast wohl doch ein bissel Herzklopfen, Lene?"

Da schüttelte sie den Kopf.

Sie gingen durch die Leipziger Straße. Dann und wann machte er sie auf ein Gebäude, auf eine Sehenswürdigkeit aufmerksam. „Da hast du das Kriegsministerium." „Das ist das Denkmal vom Grafen Brandenburg . . . weißt du, dem Sohn König Wilhelms des Zweiten und seiner morganatischen Gattin, der Gräfin Dönhoff." — „Das sind die alten Torgebäude und dahinter steht die Stadtmauer, die um das ganze innere Berlin geht."

Sie nickte dann, aber er fühlte, sie hörte kaum, was er sagte.

Am Tor mußten sie eine Weile warten. Auf der Verbindungsbahn kam durch die Hirschelstraße ein langer Güterzug angekrochen; die Maschine läutete, ein Beamter mit einer roten Fahne ging vor ihr her, um die Passanten abzuhalten. Er erklärte ihr das wieder: wie diese Bahn die einzelnen Bahnhöfe für den Güterverkehr miteinander in Verbindung setze, so daß also ein Frachtstück, das etwa von Stettin käme und nach Breslau bestimmt wäre, nicht umgeladen zu werden brauchte. „So?" sagte sie und weiter nichts.

„Dort drüben — der Potsdamer Bahnhof war der erste in Berlin. Die Bahn nach Potsdam war nämlich überhaupt die erste in Preußen, ist schon vor mehr als zwanzig Jahren gebaut worden. Du, Lene, da passierte eine komische Affäre. Der alte Nagler, der damals an der Spitze der Post stand, wollte nämlich von der Eisenbahn nichts wissen. Und um zu beweisen, daß sie ganz unnötig wäre, ließ er säuberlich konstatieren, daß der ganze Verkehr zwischen Potsdam und Berlin täglich mit drei Voitüren bewältigt würde. Wozu also eine Eisenbahn? Uebrigens sind die Herren mit den langen Röcken heut noch nicht ausgestorben."

„So", sagte sie wieder und weiter nichts.

Inzwischen war der Güterzug vorübergepoltert, die Menschenmasse, die sich aufgestaut hatte, wälzte sich über den Platz und zog die Geschwister mit. Durch die stille Bellevuestraße gingen sie. „Das ist der Tiergarten," meinte Wilhelm und zeigte auf die entlaubten Bäume. „Fünf Minuten weiter wohnt Tante Oschitz, der wir heut nachmittag unsere Visite machen werden."

„So," sagte sie zum dritten Male. Und da gab er es auf.

Und nun waren sie in der Viktoriastraße. Wilhelm suchte die Hausnummern ab. „Hier ist's."

Da sah er, zum ersten Male, daß aus dem Gesicht der Schwester jeder Blutstropfen gewichen war. Eigen glänzend standen die großen blauen Augen in dem weißen Antlitz. Und die Unterlippe hatte Helene ein klein wenig zwischen die Zähne gezogen.

„Du hast ja doch Angst —"

„Bewahre. Was denkst du dir denn."

Sie gingen die teppichbelegte Treppe hinauf, schellten. Ein Diener öffnete. Wilhelm reichte ihm seine Karte. Er verschwand, kam gleich zurück: „Die gnädige Frau läßt bitten."

Helene sah ihn nicht sofort, aber sie fühlte: er ist hier.

Sie sah zuerst nur die hohe schlanke Frau, die mit liebenswürdigem Lächeln auf sie zukam. Und sie sah auch, daß Frau Harriers-Wippern ein wenig stutzte, als sie dicht vor ihr stand, wie in einer leichten Ueberraschung. „Fräulein von Hackentin, ich freue mich, daß Sie sich mir anvertrauen wollen," sagte sie. „Kollege Schwarz hat mir viel von Ihnen erzählt." Das Lächeln in dem jugendlichen Gesicht vertiefte sich ein wenig. „Aber er hat nicht übertrieben, wie ich soeben bemerke."

Da trat er auch schon hinter den großen Blattgewächsen, die den einen Teil des Salons abgrenzten, hervor: „Sie sind sehr indiskret, gnädige Frau," scherzte er. „Ich gestehe aber, daß ich ein schlechter Schilderer war."

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191606082-15/fragment/page=0003

meroder, Ludwig Rüttiemen, Braunschwende, bei Herrn Landwirt H. Becker, Braunschwende; Frieda Saul, Braunschwende, bei Herrn Landwirt Karl Eck, Braunschwende.

— Eisenberg (S.-A.), 6. Juni. (Die neue Katzensteuer.) Das von den städtischen Behörden beschlossene Ortsgesetz über die Erhebung einer Katzensteuer im Bezirke der Stadt Eisenberg hat die ministerielle Genehmigung erhalten. Der grundlegende Paragraph des am 1. Juli d. J. in Kraft tretenden Gesetzes bestimmt: Wer eine nicht mehr an dem Mutter tretiere saugende Katze hält, ist steuerpflichtig. Der Steuersatz beträgt für eine Katze 5 Mark. Wird in einem Haushalte mehr als eine Katze gehalten, dann erhöht sich die Steuer für die zweite Katze auf 6 Mark, für jede dritte und weitere Katze auf 12 Mark.

‡ Vom Gisselfelde, 7. Juni. (Eine Diebesbande) hat zahlreiche Einbrüche in Krombach und Rüstungen verübt. Jetzt ist es gelungen, einen der Diebsgesellen dingfest zu machen. Es ist der frühere Fürsorgezögling Franz Vikarius, der mit seinen Genossen von Kassel aus über Eschwege seine Streifzüge aufs Eichsfeld unternahm. Am letzten Sonnabend war das Diebsgesindel wieder nach Rüstungen gekommen, wo Vikarius früher in Pflege war. Für Sonntagmorgen war wieder ein Einbruch geplant. Durch einen Fürsorgezögling und einen Gefangenen wurden sie aber in ihrem Vorhaben gestört. Während die übrigen entflohen, verbrach sich V. unter einem Bett. Er wurde bald gefunden und festgenommen. — Die Wilddieberei blüht im Kriege mehr denn je. Jetzt wurde im Jagdrevier des Baron von Knopp ein Wilddieb (Schlingensteller) in der Person des Tischlergesellen Hermann Biethmann in Gerbershausen festgenommen.

Aus Halle und Umgebung

Halle, den 8. Juni.

Sammlung von Obstkernen für die Oelgewinnung

In vorigen Jahre war bereits die Sammlung von Obstkernen zur Oelgewinnung eingeleitet worden. Bei der Ausbeute ergab sich aber zunächst kein befriedigendes Ergebnis, da für die Trennung der Kerne von der Schale kein geeignetes Verfahren bestand, so daß die Verarbeitung von Schale und Kern zusammen erfolgen mußte. Dadurch wurde die Raffination, wenn überhaupt, nur mit großem Verlust möglich. Inzwischen ist nun durch die Bienert-Oelmühle in Dresden eine maschinelle Trennung der Schale von dem Kerne gefunden worden, so daß nun die bisherigen Uebelstände beseitigt erscheinen. Durch das vollkommene Gelingen der Trennung von Schale und Mandel hat sich der Kriegsausschuß für pflanzliche und tierische Oele und Fette veranlaßt gesehen, zur Stärkung unserer Oelbilanz die Obstkerne auch in diesem Jahre wieder heranzuziehen. Die Sammlung erstreckt sich auf Kirsch-, Zwetschen- und Pflaumenkerne, sowie auf Mirabellen-, Reineclauden- und Aprikosenkerne, aber nicht auf Pfirsichkerne. Gleichzeitig wird die Sammlung der Kirschkerne, die eine Oelausbeute von 10 Proz. bei Versuchen im großen ergaben, mit den Steinobstkernen verbunden. Alle anderen Obstkerne bleiben unberücksichtigt. Die Vaterländische Frauenvereine haben in dankenswerter Weise die Errichtung von Sammelstellen in allen deutschen Gauen übernommen, zur Ablieferung der in Schule und Haus gesammelten Obstkernmengen. Die Kerne selbst sind gewaschen und getrocknet, sowie getrennt nach Arten zu sammeln.

Hoffentlich verschwindet damit der für manchen schon gefährlich gewordene Uebelstand, daß die Kirschkerne auf die Straße geworfen werden. Man sammle sie fleißig, trockne sie, am besten an der Luft und liefere sie dann ab. Hier machen viele Wenig ein Viel, und jeder dient damit dem Vaterlande.

Beginn der Pfingstferien

Freitag, den 9. Juni, beginnen die Pfingstferien unserer Schulen. Der Wiederbeginn des Unterrichts erfolgt am Freitag, den 16. Juni. Wenn der Dichter singt: „Die Welt wird schöner mit jedem Tag, man weiß nicht, was noch kommen mag, das Blühen will nicht enden!" so haben diese Worte für die Pfingstferien dieses Jahres eine ganz besondere Bedeutung. Nicht bloß darum, weil diese, die Pfingstzeit, die schönste des ganzen Jahres ist, sondern weil auf sie auch die Sieges-Stimmung überstrahlt, die die Ereignisse zur See und in den Landschlachten an allen Fronten in uns hervorgerufen haben. Die Pfingstfreude und die Lust, mit der die Pfingstferien von allen genossen werden können, die sich dieser Ferien erfreuen dürfen, findet ihre besondere Berechtigung in den erfreulichen Meldungen, die uns in den jüngsten Tagen zugeflossen sind und aus denen wir die Hoffnung schöpfen dürfen, daß die Pfingstferien des nächsten Jahres uns am Ziele unserer Wünsche und Erwartungen sehen.

Post und Eisenbahn

Lagergeld der Kriegsgefangenen

Auf Anordnung des Königl. stellvertr. General-Kommando des 4. Armee-Korps in Magdeburg sind die hiesigen Geschäftstreibenden verpflichtet, das in den Händen der Kriegsgefangenen befindliche Lagergeld bei den Einkäufen der Kriegsgefangenen in voller Höhe in Zahlung zu nehmen. Die Umwechselung des Lagergeldes in Bargeld findet bei der Königl. Eisenbahn-Stations-Kasse Halle (Saale) Thielenstraße 1 an den Wochentagen von 8—12 und 2—6 Uhr statt.

Aus dem Gerichtssaal

Einen Monat Gefängnis für eine Milchpanscherin

Das Schöffengericht zu Schleudit hatte die M-Kerin Wohlrab zu einem Monat Gefängnis verurteilt, weil sie fortgesetzt die Milch auf dem Mitzegut Ermlitz verwässert und entrahmt hatte. Ursprünglich war auch ein Verfahren gegen die Rittergutspächterin Wendler und den Milchhändler eingeleitet worden, das aber eingestellt wurde. Der Ehemann der Wohlrab legte Berufung ein mit der Begründung, daß seine Frau nicht solches Interesse am Milchpanschen haben konnte, wie die Gutspächterin. Seine Frau habe für hundert Liter nur 20 Pfg. Vergütung erhalten. Außerdem sei seine Frau nicht wegen Unsauberkeit, sondern deshalb entlassen worden, weil er zum Heere eingezogen worden wäre. Die Verhandlung ergab, daß im März vorigen Jahres die Milcherzeugung des Rittergutes zunahm, ohne daß man sich das recht erklären konnte. Bei einer Milchprüfung stellte sich dann heraus, daß die Milch mit 20 Prozent Wasser verfetzt war. Außerdem war die Milch entrahmt. Als eine Stallprobe vorgenommen wurde, erwies sich diese gleichfalls als verwässert. Nachdem am 1. April die Frau das Gut verlassen hatte, nahm die Milchmenge plötzlich um vierzig Liter ab. Jetzt war die Milch von guter Beschaffenheit. Aus den Zeugenaussagen gewann die Strafkammer zu Halle die Ueberzeugung, daß nur die Wohlrab als Panscherin in Frage kommen könne und verwarf daher die Berufung.

Gewerbmäßige Hehlerei

Der Altwarenhändler Küstner aus Ofendorf hatte von angeblich unbekannten Käufern seit 1915 Kupfer und verwandte Metalle gekauft, die er an ein Geschäft in Halle weiter veräußerte. Er mußte sich jetzt wegen gewerbsmäßiger Hehlerei vor der Strafkammer des Landgerichts Halle verantworten. Im ganzen handelt es sich um etwa für 900 Mark Metall. Er hätte unbedingt annehmen müssen, daß das Gut gestohlen war, da es als um Fertigteile der Ueberlandzentrale handelte. Der Staatsanwalt beantragte zwei Jahre Zuchthaus. Das Gericht erkannte auf anderthalb Jahre Zuchthaus und nahm den Mann sofort in Haft.

Vermischtes

Carusos Ueberfahrt

Einem Korrespondenten des „Giornale d'Italia" schildert der bekannte italienische Tenor Enrico Caruso seine Reise von Amerika nach Europa mit folgenden Worten: „Die Ueberfahrt von New-York nach Bordeaux brauchte nur zehn Tage; aber zwei Tage vor der Ausreise mußten wir mit Rettungsbojen Uebungen machen. Man lehrte uns, wie wir uns zu benehmen hätten, wenn einmal unser Schiff zerstört und wir ins Meer fallen würden. Einem jedem von uns Reisenden wurde ein bestimmtes der fortlaufenden numerierten Rettungsboote angewiesen . . . Kurz während 48 Stunden erlebten wir die „großen Manöver" für den Schiffbruch. Auf das kleinste Zeichen wußte ein jeder von uns sofort, in welchem Boot er Platz zu nehmen hatte, ohne in der Eile des Manövers Verwirrung hervorzurufen, ohne gefährliche Zusammenhäufung an einem Ort, wie es sonst bei Schiffsunglücksfällen vorkommt. Glücklicherweise begegneten uns aber auf der Reise keine Unterseeboote. Wir sahen um uns herum nur einen Schwarm Torpedoboote der alliierten Nationen; diese umkreisten uns immer in kleiner Entfernung, je mehr wir uns dem Ufer näherten. Es war unsere Ehrenbegleitung. Jene zwei Tage jedoch hatten uns zwar nicht heruntergestimmt, aber ermüdet, denn wir hatten ununterbrochen wachen müssen.

Schaffnerin und Urlauber

In der Elektrischen sitzt, feldmarschmäßig, ein Krieger; man sieht es ihm an, daß er seit vielen Monaten im Felde steht. Helmüberzug und Rock sind entfärbt, die Lackierung des Feldkessels ist abgewetzt. Mit zufriedenem Behagen raucht er eine Zigarre; aus seinen Augen leuchtet stille Freude — ein Urlauber. Die nette Schaffnerin geht den Wagen entlang. „Wohin, bitte?" . . . Jessas, der Franzl!" Sie ist ganz bleich, Tränen stürzen ihr aus den Augen. „Ja, Annerl, wös schmugst denn Du aus? G'lesen hab i scho, daß in München jetzt Schaffnerinnen san, aber i hab nix g'wußt, daß Du a eine bist." — „I hät' Dir zum Geburtstag a großes Liebesgabenpaket g'schickt und da wollt' i Di überraschen, da hät' i Dir g'schrieben: Von meinem ersten Verdienst als Schaffnerin. Du hast Urlaub. Wie lang? Und so derschreckt hast mi." „Vierzehn Tag." — „O mei" — „Ganz schnell is ganga. Von Köln aus hab i a Karten g'schickt, aber die is halt no net da. Sauber schaust fei aus!" „Du, geh! Wia gehts Dir denn?" — „Was halt so geht bei uns, ma tuat sei Sach. Und Du tust Deine herin, dös is brav." — „Mußt aber scho wart'n, bis i aus dem Dienst komm, morgen hab i frei, dös macht sie guat. Da hast Dein Fahrschein." — „Und Du Dei Zehnerl und grad a Fünferl kriagst, weil's D' gar a so a fesche Schaffnerin bist." Der Krieger steigt um. Die Schaffnerin pfeift, der Wagen fährt an. Sie winkt noch mal. Der Urlauber sieht dem Wagen nach, lange, lange.

Galliení und der Harem

Der jüngst verstorbene General Galliení genoß den Ruf eines fesselnden Plauderers, dem seine Freunde am liebsten lauschten, wenn er aus dem Schatze seiner Kriegserinnerungen humoristische Anekdoten zum Besten gab. Eine dieser Geschichten behandelte eine Episode aus dem Sudanfeldzuge von 1880, in dem Galliení den gefürchteten Negerkönig Mahamadu entscheidend schlug und ihn zur Unterzeichnung eines Vertrages mit Frankreich zwang. „Dabei", so erzählte der General, „war mir auch der aus 17 Frauen bestehende Harem des Marabut in die Hände gefallen. Ich wußte nicht recht, was ich mit ihm anfangen sollte. Schließlich kam ich auf den abenteuerlichen Gedanken, die Haremsdamen durch den Dolmetscher fragen zu lassen, ob sie geneigt wären, sich mit unsern Spahis zu verheiraten. Sie nahmen den Vorschlag freudig an, und ich ließ sie darauf in einer Reihe antreten. Meine Offiziere bezeichneten mir unter den Teilnehmern der Expedition 17 Füsiliere, die sich in der letzten Schlacht besonders ausgezeichnet hatten. Sie wurden einzeln vorgerufen und aufgefordert, ihre Wahl zu treffen. Dabei schnitten natürlich die letzten schlecht ab, da für sie nur die alte und häßliche Auslese übrig blieb. Besonders schlecht hatte es der Letzte mit einer angejahrten Haremsschönen getroffen. Und als ich drei Monate später durch Medina kam, bat mich der Mann flehentlich, von seiner Frau wieder geschieden zu werden. Ich erfüllte auch seinen Wunsch, da ich ja doch für die übereilte, unglückliche Eheschließung ein gut Teil der moralischen Verantwortung trug."

Börsen- und Handelsteil

Devisenkurse

Berlin, 7. Juni. Die telegraphischen Auszahlungen stellen sich heute für

	Geld	Brief
New-York	5.17½	5.19½
Holland	224¾	225¼
Dänemark	161¼	161¾
Schweden	161¼	161¾
Norwegen	161¼	161¾
Schweiz	102⅞	103⅛
Oesterreich-Ungarn	69.65	69.75
Rumänien	86	86½
Bulgarien	78½	79½

Bremer Verband des Einfuhrhandels

Auf Einladung der Bremer Handelskammer fand am 6. Juni eine von etwa 250 bremischen Importfirmen besuchte Versammlung statt. Den Gegenstand der Verhandlungen bildete die von der Handelskammer angeregte Gründung einer Organisation des Einfuhrhandels Bremens und des Unterwesergebiets. Ueber Zweck und Bedeutung dieser Gründung führte der die Versammlung leitende Präses der Handelskammer Ed. Achelis des näheren aus, daß damit dem Einfuhrhandel zunächst für das gesamte engere Gebiet, aber mit der Hoffnung auf ein späteres Zusammengehen mit ähnlichen Organisationen anderer Handelsplätze, die ihm im Gegensatze zu anderen Berufsgruppen und Gewerbszweigen bisher leider immer noch fehlende Gesamtorganisation sämtlicher am Außenhandel beteiligten Interessenten gegeben werden solle. Der zu gründende Verband soll, wie besonders betont wurde, keine engherzigen, partikularistischen Interessen verfolgen, sondern nur dem deutschen Einfuhr- und Außenhandel den ihm nach seiner wirtschaftlichen Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben und die deutsche Weltausstellung zukommenden Anteil an der Lösung der großen nationalen Aufgaben unserer künftigen Wirtschaftspolitik sichern und der Wahrnehmung und Förderung der Interessen des Einfuhrhandels gegenüber anderen Berufsgruppen und Gewerbezweigen dienen. Aus diesen Gründen würde es nur lebhaft zu begrüßen sein, wenn auch an anderen Handelsplätzen die Interessenten des Einfuhrhandels sich in ähnlicher Weise zusammenschließen würden. Der Vorschlag der Handelskammer fand allseitige Zustimmung. Unter Mitwirkung von 232 bremischen Importfirmen wurde darauf die Gründung der angegeben Organisation unter dem Namen: „Bremer Verband des Einfuhrhandels" vollzogen.

Berliner Börsenstimmungsbild

Berlin, 7. Juni. Nachdem gegen Schluß des gestrigen Verkehrs am Aktien-Markte allgemein eine ziemlich empfindliche Ermattung aus bekannten Gründen eingetreten war, zeigte die Börse heute bei weiterer starker Zurückhaltung im allgemeinen ein ziemlich gut behauptetes Aussehen. Nur in Rüstungswerten zeigte sich wieder für Oberschlesische Papiere einiges Interesse. Der Rentenmarkt bleibt unverändert gut behauptet.

Produktenbericht

Berlin, 7. Juni. Die Kaufkraft im Warenverkehr ist infolge der andauernd günstigen Berichte über den Saatenstand sehr gering. Anderseits bleibt aber auch das Angebot ziemlich beschränkt. Regeres Interesse gab sich heute wieder für Industriehafer und beschlagnahmefreien Mais kund. Beide Artikel waren jedoch kaum erhältlich. Heidekraut stand genügend zur Verfügung, um die Nachfrage zu befriedigen, ebenso Hen. Serradella, Lupinen und Pferdebohnen sind ziemlich stark begehrt.

Marktberichte

Chicago, 6. Juni. Weizen: Juli 105½, Septbr. 107⅝. Mais: Juli 70½, Septbr. 69⅞. Schmalz: Juli 12.25, Septbr. 12.40. Pork: Juli 20.82½, Septbr. 20.45. Rippen: Juli 12.22½, Septbr. 12.32½. Hafer: Juli 40. Septbr. 39⅞.

New-York, 6. Juni. Weizen: Juli —, Septbr. —. Winterweizen: 117½. Weizen Nr. 1 northern: 123½. Mais loko: 80½. Mehl —. Zucker zentrifugal 627. Kaffee Rio Nr. 7 9½. W. T. B.

Letzte Telegramme

Der Kaiser beim Kanzler

Berlin, 7. Juni. Seine Majestät der Kaiser und König machten heute nachmittag dem Reichskanzler Dr. von Bethmann Hollweg einen längeren Besuch.

Ein Glückwunsch des Herzogs v. Cumberland an den Kaiser

Berlin, 8. Juni. Zu dem Seesieg in der Nordsee sandte der Herzog von Cumberland an den deutschen Kaiser als den Schöpfer und Gestalter der deutschen Marine herzliche Glückwünsche, die der Kaiser gestern durch ein herzliches Danktelegramm erwiderte.

*

Wiederholt. Schon in einem Teil der gestrigen Nachmittags-Ausgabe enthalten.)

Der Bericht des Großen Hauptquartiers

Die Panzerfeste Vaux in deutschem Besitz

Großes Hauptquartier, 7. Juni 1916.

Westlicher Kriegsschauplatz

Zur Erweiterung des am 2. Juni auf den Höhen südöstlich von Ypern errungenen Erfolges griffen gestern oberschlesische und württembergische Truppen die englischen Stellungen bei Hooge an. Der vom Feinde bislang noch behaltene Rest des Dorfes sowie die westlich und südlich anschließenden Gräben sind genommen. Das gesamte Höhengelände südöstlich und östlich von Ypern in einer Ausdehnung von über 3 Kilometern ist damit in unserem Besitz. Die englischen blutigen Verluste sind schwer. Wiederum konnte nur eine geringe Zahl Gefangene gemacht werden.

Auf dem westlichen Maasufer gingen abends starke französische Kräfte nach heftiger Artillerievorbereitung zu dreimal wiederholten Angriffen gegen unsere Linie auf der Caurettes-Höhe vor: der Gegner ist abgeschlagen, die Stellung lückenlos in unserer Hand.

Auf dem Ostufer haben die am 2. Juni begonnenen harten Kämpfe zwischen dem Caillette-Walde und Damloup weitere Erfolge gebracht. Die Panzerfeste Vaux ist seit heute nacht in allen ihren Teilen in unseren Händen. Tatsächlich wurde sie schon am 2. Juni durch die 1. Kompagnie des Paderborner Infanterie-Regiments unter Führung des Leutnants Rackow gestürmt, der dabei durch Pioniere der 1. Kompagnie Reserve-Pionier-Bataillons 20 unter Leutnant der Reserve Nuberg wirkungsvoll unterstützt wurde. Den Erstürmern folgten bald andere Teile der ausgezeichneten Truppen. Die Veröffentlichung ist bisher unterblieben, weil sich in unzugänglichen unterirdischen Räumen noch Reste der französischen Besatzung hielten. Sie haben sich nunmehr ergeben, wodurch einschließlich der bei den gestrigen vergeblichen Entsatzversuchen eingebrachten über 700 unverwundete Gefangene gemacht, eine große Anzahl Geschütze, Maschinengewehre und Minenwerfer erbeutet wurde. Auch die Kämpfe um die Hänge beiderseits des Werkes und um den Höhenrücken südwestlich des Dorfes Damloup sind siegreich durchgeführt. Der Feind hatte in den letzten Tagen verzweifelte Anstrengungen gemacht, den Fall der Feste und der anschließenden Stellungen abzuwenden. Alle seine Gegenangriffe sind unter schwersten Verlusten fehlgeschlagen.

Neben den Paderbornern haben sich andere Westfalen, Lipper und Ostpreußen bei diesen Kämpfen besonders hervortun können.

Se. Majestät der Kaiser hat dem Leutnant Rackow den Orden Pour le mérite verliehen.

Oestlicher und Balkan-Kriegsschauplatz

Die Lage bei den deutschen Truppen ist unverändert.

Oberste Heeresleitung.

Wetterbericht

In ganz Deutschland traten gestern zahlreiche Regenschauer auf, die stellenweise von Gewittern begleitet waren. Auch heute dauert der veränderliche Witterungscharakter fort. Die Temperatur zeigt wenig Aenderung, sie liegt allgemein unter dem jahreszeitlichen Durchschnitt. — Aussichten für Donnerstag: Ziemlich heiter, aber veränderlich, geringe Wärmeänderung, strichweise noch Regenschauer.

Verantwortlich:

für den politischen Teil: Dr. Mätzolb; für Provinz, Börsen- und Handelsteil: M. Ebeling; für Oertliches, Gerichtssaal, Kongresse und Sport: H. Mieschner; für Feuilleton, Kunst, Wissenschaft und Vermischtes: H. Reißner; für den Anzeigenteil: O. Kreibohm, sämtlich in Halle (Saale).

Berliner Schriftleitung: O. Sommerburg in Berlin.

Alle die Schriftleitung betreffenden Zuschriften sind nicht persönlich oder an die Geschäftsstelle bzw. den Verlag, sondern lediglich an die „Schriftleitung der Hallescheen Zeitung in Halle (Saale)" zu richten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191606082-15/fragment/page=0004

Hallescher Courier

Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung

Nummer 46 — **Halle (Saale), Donnerstag, den 8. Juni** — **1916**

(Nachdruck verboten.)

Duschan

Von Louise Schulze-Brück

Als der Martin Sondernach von seiner Mutter Abschied nahm, um in den Krieg zu ziehen, streichelte er noch einmal Duschans Kopf, klopfte sein rauhes Fell und sagte: „Mutter, versorg' den Duschan gut!" Gab ihr noch ein letztes Mal die Hand und war fort.

Duschan heulte jammervoll auf, als wisse er, was vorgehe. Er lief zur Tür, kratzte daran, wollte dem Martin nach. Dann legte er sich nieder, mit der Nase an der Schwelle, und lag so lange, bis die Mutter Sondernach ihn fortlockte, kroch dann hinter den Ofen und blieb da viele Tage lang. Er fraß fast nichts und leppte nur zuweilen etwas Wasser. Jeden Nachmittag aber um die Zeit, da der Martin fortgegangen war, lag er vor der Tür und wartete. Drückte die Schnauze an die Türspalte und heulte zuweilen leise auf. „Menschenverstand hat das Vieh", sagte Martins Mutter manchmal.

Ja, den hatte der Hund wohl. Der Martin hatte ihn einmal verprügelt und halbverhungert mitgebracht, vor nun wohl zehn Jahren. Und hatte ihn immer gut behandelt. Das vergalt der Duschan mit rührender Treue. Wo der Martin war, war auch der Duschan. Sogar an der Kirchtür wartete der des Sonntags auf seinen Herrn.

Nun wartete er durch den Krieg eine lange Zeit. Wenn Mutter Sondernach einen Brief von ihrem Jungen bekam und sich langsam und halblaut vorlas, dann kam der Hund herbei. Er legte den Kopf auf den Schoß der alten Frau und sah sie so aufmerksam an, als verstehe er jedes Wort. Und wenn einmal die Nachrichten ausblieben und die Mutter Sondernach in Unruhe und Betrübnis saß, dann kroch Duschan dicht an sie heran, steckte seinen Zottelkopf unter ihre Hand und kratzte unruhig mit den großen Pfoten an ihrem Rock. Dann kam die Zeit, da alle Nachrichten ausblieben. Erst war Martins Mutter noch nicht so sehr bange, ihr Junge, der hatte einen guten Schutzengel, dem geschah nicht so leicht etwas. Aber als es vierzehn Tage wurden, ohne daß ein Brief kam und nicht einmal eine Karte, und fünfzehn — und sechzehn — und siebzehn — da merkte auch Duschan, daß etwas schlimm stand. Die Mutter Sondernach ging stundenlang in der kleinen Stube auf und ab, — immer auf und ab. — Trugen ihre alten Beine sie fast nicht mehr, so ruhte sie ein paar Minuten. — Aber gleich fing es wieder an — auf und ab — auf und ab. Nicht nur am Tage, auch in der Nacht. Das Oellämpchen war angezündet, sein kleines Flämmchen macht die Stube notdürftig hell, und in dem trüben Schein ging die Mutter Sondernach hin und her — hin und her — hin und her.

Duschan war erst hinter ihr hergeschlichen — mit eingeklemmtem Schwanz und hängenden Ohren. Aber bald lag er nur noch im Ofenwinkel und seine Augen gingen nur mit — hin und her — hin und her — hin und her.

Es kam dann viel Besuch zu Mutter Sondernach. Die Nachbarinnen füllten die Stube, sie redeten davon, daß viele vermißt seien, daß der Martin vielleicht gefangen sei, oder verwundet: in einem Lazarett liege. Und der Lehrer schrieb überall hin, woher man Nachricht kriegen konnte. Doch von überall kam dieselbe Antwort, daß niemand etwas von dem Verbleib des Reservisten Martin Sondernach wisse. „Ihr müßt Euch drein schicken", das sagten sie jetzt alle.

Und die Mutter Sondernach antwortete gar nichts mehr, sondern nickte nur noch mit dem alten Kopf. Ja, sich dreinschicken, das mußte sie wohl. Wenn sie aber fort waren und Duschan kam zu ihr und sie legte ihre Hände auf seinen Kopf, dann sah sie ihn immer wieder, wie er ihr zum letzten Mal die Hand gegeben hatte und gesagt: „Mutter, versorg' Duschan gut!", und wie er dagestanden hatte, so gesund und gerade und strammt mit seinen guten Augen noch einmal sie angesehen hatte. — Und dann, eines Tages, als der Duschan wieder einmal nach der Türe ging und dalag und auf Martin wartete, da ging es ihr auf einmal wie eine Offenbarung auf, — — — der Martin kommt wieder. Der Duschan, der wartet ja auch auf ihn, der Martin, der m u ß ja wiederkommen. Der Duschan weiß das ja! Ach, was daß für ein Trost auf Erdmal war in der unendlich unermeßlichen Trübsal. In der fürchterlichsten, die es gibt, in der Trübsal der Ungewißheit. Die Mutter Sondernach wurde auf einmal ganz ruhig. So, als ob sie sich wirklich geschickt hätte darin . . . Und die Nachbarinnen wunderten sich. Hatten sie eine Zeitlang einander zugeflüstert: „Die überstehts nicht, die holt unser Herrgott bald dem Martin nach," — — so fanden sie jetzt, daß sie es doch ganz gut durchmachte. Ja, wer kennt auch die Menschen aus. So einen einzigen Jung zu verlieren, das war doch ein hartes Schicksal. Und auch noch so. — —

Und alle Schreckensgeschichten, die man hörte, die häuften sich um Martin Sondernach und aus dem: „Das könnt' ja auch dem Martin passiert sein", wurde ein: „Das ist dem Martin passiert!" . . .

Und am Sonntag in der Kirche sahen die Frauen mit Scheu auf die alte Frau, die so ruhig in ihrem Stuhl saß und so gut beten konnte. Aber keiner wußte ja, warum sie so ruhig war. Nur eine bange Stunde gab es in Mutter Sondernachs Tagen. Das war am Nachmittag, ehe der Duschan sich auf die Lauer legte, um auf den Martin zu warten. Da saß sie und sah auf den Duschan. Da dachte sie immer dasselbe! Immer dasselbe! Wenn der Duschan einmal hinterm Ofen liegen bliebe! Oder wenn er zu ihr hinkäme und sie so ansehe, daß sie merkte, er wollte ihr sagen, daß er nun nicht mehr warten könne, daß es nun vergebens wäre.

Dann betete sie. Betete zum Herrgott, daß das nicht geschehe. Und manchmal, wenn die Zeit da war, da machte sie allerhand kleine Versuche. Lockte den Hund nach der Tür:

„Komm, Duschan, der Martin kommt." Sie wartete dann immer, daß er den einen Blaff tun sollte, den er immer tat, wenn er den Martin heimkommen hörte, wenn sie sonst um die Zeit seines Heimkommens gesagt hatte: „Martin kommt, Duschan." Und wenn der Hund dann still blieb, dann atmete sie auf: „der läßt sich nit foppen, der Duschan. Der weiß, daß er heut nit kommt. Aber morgen vielleicht. Oder die andere Woche. Oder die Woche darauf." Heimlich schrieb der Lehrer zuweilen. Aber der Martin Sondernach war verschollen. Der lag wohl schon in einem Grab in französischer Erde.

Es war wieder Frühjahr geworden und Sommer, Mutter Sondernach merkte davon nicht viel in diesem Jahr. Sie tat ihre Haus- und Gartenarbeit, sie kochte sich ihr bißchen Essen und fütterte den Duschan, so viel er mochte. Denn den hatte ihr ja der Martin anbefohlen.

Abends aber saß sie manchmal am Fenster, schaute auf den Mond, der hinterm Berg heraufkam und dachte: „ — einmal scheint er doch hier herein, und sieht den Martin wieder hier!" weiter nichts.

Jetzt sagten die Leute im Dorf auch, es sei nicht ganz richtig mit der Mutter Sondernach. Ihre Tochter, die in einem anderen Dorf wohnte, kam auch einmal unversehens an, um nach der Mutter zu sehen. Aber die fand die Mutter ganz still und ordentlich. Sie redete freilich nicht viel, aber das war doch nicht verwunderlich. Alte Leute, die kriegen neben allerhand Eigenheiten. Böse war sie geworden, wie die Tochter gesagt hatte, daß der Duschan nun doch arg alt sei. Daß die Mutter sich lieber einen jungen Hund anschaffen sollte. Aber auch das hatte nicht lange gedauert. Sie war gleich wieder gut gewesen und hatte nur gesagt:

„Den Duschan, den hat mir der Martin anbefohlen, wie er fortgegangen ist."

Die lösende Stunde

Das ist die Zeit der Dämmerungsgesichte,
Da Häuserklumpen und Trajektgeschien,
Die starr und nüchtern stehn im Mittagslichte,
Aus Dampf und Dunst seltsames Leben ziehn.

Noch höher recken sich die riesigen Schlote,
Und feierlicher wallt ihr Qualm empor,
Und an der Hochbahn leuchten grün und rote
Signallaternen brünstig aus dem Flor.

Die Menschen wandern heim an dunklen Läden.
Die schweren Hände hängen schlaff am Rumpf.
Doch ihre Träume wehn wie Sommerfäden.

Sie schleppen ihre Füße gleich den Pferden,
Die stallwärts gehn, und fühlen süß und dumpf
Die große Stadt zu einer Heimat werden.

Carl Hagen-Thürnau

(Aus dem Juniheft von „Velhagen & Klasings Monatsheften".)

Des deutschen Schriftstellers Beruf

Unter diesem Titel ist im Maiheft von „Bühne und Welt" (Herausgeber Wilhelm Kiefer) ein Aufsatz von Dr. Walther J ä n e k e erschienen, der vielen aus dem Herzen gesprochen sein wird. Wir geben von den trefflichen Ausführungen folgenden Abschnitt wieder.

Es kann fortan nimmermehr strittig sein, wem die Führerschaft zukommt im Geistesleben Deutschlands, ob den deutscher Kraft und deutschen Selbstgefühls baren Nachahmern und Lobrednern fremder Sonderart oder den willenentflammenden Verkündern einer Wiedergeburt der deutschen Volksseele und den aus deutscher Wesenstiefe Schaffenden. Liegts denn nicht sonnenklar zutage, daß, wer in blinder Nachäffung des Fremden der angestammten Art untreu wird, seiner Kraft natürlichen Quell verschüttet? Merkwürdig nur, wie sehr sich oft die Köpfe dem Selbstverständlichen verschließen, als wäre der Wahn das Leben, die Wahrheit der Tod! Freilich tilgt die ätzende Schärfe klaren Verstandes unerbittlich das Falsche.

„Reißen wir die jungen Geister los aus dem Banne, der sie umfängt, machen wir ihnen Luft und Mut, sagen wir ihnen, daß . . . sie schaffen m ü s s e n aus der germanischen V o l k s s e e l e h e r a u s, daß w i r e i n e r e c h t n a t i o n a l e n D i c h t u n g b e d ü r f e n, nicht dem Stoffe nach, sondern dem Geiste, daß es wieder anzuknüpfen gilt an den jungen Goethe und seine Zeit, und daß wir keine weitere Formenglätte brauchen, sondern mehr Tiefe, mehr Glut, mehr Größe." So schrieben 1882 Heinrich und Julius Hart, als sie durch ihre „Kritischen Waffengänge" einem neuen deutschen Schrifttum die Bahn zu eröffnen gedachten. Und was wirkten jene Worte? — Nichts. Ein nie zu entschleierndes Geheimnis mußte ja denen die deutsche Volksseele bleiben, die Franzosen, Russen und Skandinavier wie gottgesandte Heilbringer verehrten. In einer Beziehung allerdings sollten die Ausländer unseren kosmopolitischen Aesthiten vorbildlich sein: in ihrem nationalen Selbstgefühl. Ueberaus kennzeichnend ist Jens Peter Jacobsons Urteil über seinen Roman „Niels Lyhne": „Glück glaube ich nicht, daß das Buch machen wird, und doch ist es gut. Es ist etwas daran, was ich sehr schätze: daß die Menschen, die Charaktere dänisch, ganz dänisch und wieder dänisch sind". Rüttelt euch das nicht auf, undeutsche Deutsche? Habt ihr ihn jemals ausgeschöpft, den abgrundtiefen Brunnen der deutschen Seele? Wißt ihr, welch fruchtbares Erdreich ihr in fremdwärts schweifender Selbstsucht brach liegen ließet? Absonderlicher Formkünstler, Problematiker und brünstiger Erotiker Literatentum hat nichts zu schaffen mit der wahren Aufgabe des deutschen Schriftstellers, seiner Deutschheit den treffendsten Ausdruck zu geben nach dem Maße der in sorgsamer Selbstzucht entwickelten eigentümlichen Anlagen. Die Erfüllung dieser einen naturgemäßen Forderung schließt die aller anderen in sich.

Was ist's denn, was den Schriftsteller zu einem notwendigen Glied macht in der Kette schaffender Kräfte? Etwa die Kunst, nach Willkür die Tatsachen in das Gewand der Worte zu hüllen, oder die blendende Mache bald formgeschickter, bald krampfhaft künstelnder, neuerungssüchtiger Artisten? — Reichtum und Tiefe des Erlebens im Verein mit dem das sinnliche Chaos entwirrenden Erkenntnisdrang sind die Wurzeln, aus denen ein als kulturelle Notwendigkeit anzuerkennendes Schrifttum erwächst. Wo sie fehlen, ist jede wie immer geartete Formgebung absichtlicher Wortkrug oder müßiges Gaukelspiel, ein Köder nur für die Kenntnis- und Urteilslosen. In Wahrheit ist ja Form keineswegs willkürliche Stoffgestaltung, sondern die bestimmte, notwendige Auswirkung einer das Stoffliche durchdringenden und bemeisternden innerlichen Kraft.

Das Aeußere will ein Inneres werden und das Innere ein Aeußeres; in solchem Wechselspiel webt und wirkt das Leben. Dieser Umschmelzungsprozeß kennzeichnet als unvergleichliche Stoffverfeinerung zumal das Leben der Seele und bestimmt nach den Graden der Durchdringungs- oder Verinnerlichungskraft die Rangordnung der Menschengeister. Ist nicht gerade hierin das deutsche Wesen ausnehmend bevorzugt? Ist nicht gerade hierin das deutsche Wesen ausnehmend bevorzugt? Ist nicht die deutsche Innerlichkeit einzigartig? In ihr liegt jene dreifache Wurzel eines kulturnotwendigen Schrifttums wuchskräftig wie bei keinem anderen Volke. Weltweiten Sinns aus mannigfachsten Eindrücken die inneren Schätze unablässig mehrend, in sehnendem Weltbeseelungsdrang tiefsten Erlebens fähig und vermöge eines scharf sondernden, umsichtig verbindenden, ordnungstiftenden Verstandes der Ueberfülle sinnlicher Anregungen und der begleitenden Gefühle mächtig, trägt die deutsche Seele den Beruf in sich, ein Reich zu gründen, das nicht von dieser Welt ist, das Menschentum zum Lebensgipfel einer geläuterten Geistigkeit emporzuführen. Wie vermöchte solches die herzensöde Verstandesnüchternheit britischer Empiristen und Nützlichkeitsfanatiker oder die leichtfertig-weltmännische, ironisch-skeptische Lebensanschauung der Romanen, die im Musterbild des kalt-herzigen Verneiners freudig ihre eigne Art wiedererkennen, während ihnen somit Fausts glühendes Verlangen nach erhöhender Lebensbejahung, sein gottsuchender Vollendungswille wesensfremd erscheint? Unsoghar fern von jenem Menschheitshochziele sind sie alle, die das Blendende und Verblendende einer mit tausend Reizen dämonisch lockenden Umwelt in seinen Bann geschlagen hat.

Wie lieb vertraut weht uns ein Hauch deutschen Geistes an, wenn wir von Luther lesen, daß er „in inbrünstigem Eifer, die Wahrheit ans Licht zu bringen" (amore et studio elucidandae veritatis) seine 95 Thesen über den Ablaßunfug veröffentlichte! „Daß Luthers Bücher herzeten, durch Mark und Bein gingen und reichen Geist in sich hätten", wie der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen öfters zu sagen pflegte, diese eindringliche, das religiöse Leben umwälzende Wirkung beruhte auf dem tiefen Grunde innerster Wahrhaftigkeit. Frei von all den berückenden Phrasengespinsten, mit denen Gaukler des Wortes die innere Leere bemänteln, ist des Thüringer Gottsuchers Sprache, kein papierenes Geschreibsel, sondern blutfrischer, lebendigster Persönlichkeitsausdruck, ebensosehr durchpulst von unbeirrbarem, wo's not tut, zornglühendem Willensernst wie von heiter scherzender, gemütsinniger oder derb urwüchsiger Volkstümlichkeit. So konnte er noch dem jungen Goethe ein sprachlicher Lehrmeister sein. Und grüßt uns nicht aus Goethes Dichtung und Prosa wie aus Luthers Schriften (bei aller zeitlichen Bedingtheit) der gleiche sieghafte Geist der Wahrheit wie die nacht- und nebelscheuchende Morgensonne? Arndt und Jahn nannten jenen den deutschesten Dichter. Wieder und wieder erkennen wir: Deutsch sein heißt wahrhaftig sein.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191606082-15/fragment/page=0005

Da hatte die Tochter auch nichts mehr gesagt.

Es war Nachmittag, und eine Nachbarin saß bei der Mutter Sondernach und erzählte ihr was vor.

Die alte Frau saß i nihrem Lehnstuhl. „Ihre Augen kuckten immer nach dem Hund", das erzählte die Nachbarin nachher. „Und auf einmal da wäre der Hund aufgestanden und hätte sich an die Tür gelegt und hätte so seine Schnauze an die Tür gestemmt, wie Hunde tun, die auf was warten. — Und danach hätt' die Mutter Sondernach immer so hingestarrt. Und dann auf einmal wär der Hund aufgesprungen und hätt' einen Blaff getan, — und hätt' an die Tür gekratzt wie toll, — und da wäre die Mutter Sondernach aus ihrem Sessel aufgestanden und hätt' ganz ruhig gesagt, wie man sagt, daß zwei mal zwei vier is:

„Ja, nun kommt der Martin heim."

„Und breit geht die Tür auf und der Nachbar Lehmert kommt rein, ist ganz kreideweiß im Gesicht und schnappt so mit dem Mund, und die Mutter Sondernach guckt ihn an und sagt: „Was braucht Ihr Euch zu erschrecken, Nachbar, wenn mein Martin wiederkommt".

Und der Hund ist zur Tür raus und blafft auf der Straße und heult, bellt und jault, und die Hallerschbas kreischt ganz laut: „Jesmarjosepp, der Martin!" — Und kommt einer in die Stub, gar nit zu kenen, braun und vermagert um mit 'nen großen Bart, und ich han mit gewußt, wer das ist, aber die Mutter Sondernach hat gesagt: „Martin, jeden Tag hab ich auf dich gewartet mit 'm Duschan", und hat ihm guten Tag gesagt als wenn er grad' aus dem Acker heim käm, und hat 'm Schrank aufgemacht und da rausgeholt, was zurechtgestellt gewesen ist für den Martin, un gesagt: „Martin, setze dich an den Tisch und eß dich mal satt und obenauf in der Stubb ist dein Bett gemacht und frische Strümp liegen da und Zeug zum Anduhn, und warme Pantoffel stehen da."

Der Martin hat am Tisch gesessen, der Duschan neben ihm, und die Mutter Sondernach hat die Händ gefaltet und den Martin angeguckt und den Duschan und vor sich hin gemurmelt: „Nun ist er da, der Duschan hat's gewußt, daß er wiederkommt, gelt Duschan, mir zwei, mir han's gewußt, nu ist er da!"

(Nachdruck verboten).

Anna Schramm-Erinnerungen

Nun ist Anna Schramm, die so sehr am Leben hing, das ihr ungewöhlich viel Freude, Erfolg, Ruhm und Lorbeer gebracht, ins Schattenreich des Todes eingegangen.

Schon lange war sie durch Krankheit ihrer Tätigkeit an der Berliner Hofbühne, deren Publikum Anna Schramm verehrte und liebte, entzogen worden, wenn sie auf den Breitern erschien, ging ein Schmunzeln und eine innerliche Freude durch das vornehme Haus, dem angugehören Anna Schramm sich vormals nie hätte träumen lassen. Erst langer Wanderfahrten bedurfte es, ehe sie im sicheren Port des Schinkelhaus am Gendarmenmarkt landen und sich königlich preußische Hofschauspielerin nennen konnte.

Anna Schramm ist gleich zu Beginn ihrer Soubrettenlaufbahn in jähem Aufstieg von den Berlinern bejubelt und vergöttert worden. Neben Helmerding und Reuscke, den Hauptstützen des neugegründeten Wallner-Theaters, spielte sie sich sofort in die Herzen der Berliner ein, denen Anna, die „furchtbar nette" immer ein „jottwolles" Vergnügen bereitete. Mit einem trocken hingeworfenen Wort, mit einer kurzen, drastischen Geberde entzündete sie im Augenblick das ganze Haus, ohne, bei all' ihren Späßen, jemals der Zweideutigkeit Zugeständnisse zu machen.

Mit Direktor Wallner, der sie keineswegs ihren Leistungen entsprechend bezahlte, bald zerfallen, übersiedelte sie an die Bühne der Friedrich Wilhelmstadt. Doch auch hier hielt es sie nicht lange, und sie ging als Gast in die Provinz, die ihr nicht weniger huldigte, als Berlin. Ihre Gastspiele waren Siegeszüge.

Auf diesen Gastspielen kam es manchmal bei offener Bühne zu heiklen Zwischenfällen, die ohne Anna Schramms flinken Mutterwitz und Geistesgegenwart die Vorstellung arg gefährdet hätten.

So geschah es einmal während ihres Auftretens im Posener Stadt-Theater, daß sie als „Milchmädchen von Schöneberg" mit ihrem Handwagen auf die Bühne kam, der vorschriftsmäßig von einem Hund gezogen wurde. Plötzlich wurde jedoch das große Tier störrisch. Mit einem Ruck warf es den leichten Wagen um, so daß die Milkmannes bis an die Rampe kullerten. Dann streifte er sein Geschirr ab, ließ sich vor dem Souffleurkasten nieder und starrte zähnefleischend ins Publikum. Die Situation war etwas ungemütlich, die Vorstellung stockte. Ein Statist wird auf die Bühne geschickt, um das rabiate Tier zur Vernunft zu bringen. Als ihn aber der Hund böse ankurrt, zieht es der Tapfere vor, sich nach rückwärts zu konzentrieren. Allgemeine Spannung, wie sich die kritische Angelegenheit weiter entwickeln würde. Da faßt sich Anna Schramm ein Herz. Sie geht auf den vierfüßigen Störenfried zu, streichelt ihn sanft, und ein Schweinsbeelin kündigt ihr an, daß ihm diese kosende Berührung aus zarter Frauenhand nicht unangenehm sei. Vorwurfsvoll ruft sie ihm zu: Aber Sultan, mit Dir fahre ich nicht wieder in die Stadt, Du verdirbst mir ja das ganze Jeschäft!"

Da klemmt Sultan beschämt den Schwanz zwischen die Beine und trollt nach der Kulisse ab. Donnernder Beifall des ganzen Hauses — die Situation war gerettet.

Von gleicher Geistesgegenwart zeugte eine Episode aus der Zeit, da sie am Braunschweiger Hoftheater engagiert war. Julius Rodenbergs Lustspiel: „Ehen werden im Himmel geschlossen" wurde zum ersten Mal gegeben. Das Haus war dicht gefüllt, denn man war begierig, den anwesenden Dichter zu sehen. Die Schramm gab in dem Stück ein junges Bauernmädchen, das in ihrer Einfalt einen Brief an den lieben Gott schreibt, in dem sie ihn um einen Mann bittet. In dem Auftritt zuvor, einer Bauernhochzeit, hat der Notar des Stückes die über den neuen Ehebund aufgenommenen Akten auf dem Tisch liegen zu lassen, damit die Bauernmaid aus ihnen ein Blatt herausreißen und darauf die bewußte Epistel an den lieben Gott schreiben kann. Der Schauspieler jedoch, der den Notar darstellte, einer von der verzweifelsten Sorte, bei die Akten in der Zerstreutheit wieder mitgenommen. Da tritt Anna Schramm auf, will den Brief schreiben und sieht, daß das Aktenbündel verschwunden und kein Papier vorhanden ist.

Allgemeine Spannung. Julius Bodenberg wird blaß vor Entsetzen, denn die wichtige Szene ist „geschmissen" und damit das Stück. Da stürzt die kleine Anna Schramm hinter die Kulissen, reißt dem Inspizienten ein Blatt aus dem Szenarium, kommt damit triumphierend wieder auf die Bühne und beginnt den Brief mit den beschwörenden Worten: „Lieber Gott, sei nicht böse, daß ich Dich habe so lange warten lassen, aber ich mußte mir erst ein Stück Papier besorgen."

Das Publikum klatscht Beifall, der Verfasser atmet auf, das Stück ist gerettet.

Als aus Anna Schramm, der berühmten, volkstümlichen Soubrette, Anna Schramm, die beliebte Charakterdarstellerin des Königlichen Schauspielhauses zu Berlin geworden war, deren hehende Komik und behagliche Gemütstiefe erheiterte und rührte, da hatte sie keine Gelegenheit mehr, derlei szenischen Geistesfunken durch glückliche Augenblickseinfälle zu bezeugen. Denn auf einer Hofbühne kommt so etwas natürlich nicht vor.

Julius Knopf.

Neue Bücher

— **Die Pflege des Heims durch die deutsche Frau.** Vier Vorträge, gehalten im Kriegsjahr 1915 von Geh. Medizinalrat Dr. Kubert (Rostock), Konsistorialrat Superintendent Behm (Barchim), Privatdozent Dr. Uttz (Rostock), Konsistorialrat Professor D. Hilbert (Rostock). Verlag des Hofbuchhändlers F. Bahn in Schwerin. — Unter der Fülle der Kriegsliteratur im Meer der Vorträge der Gegenwart, ist es diese Sammlung wohl wert, daß die Wellen der Zeit sie vom gesegneten Mecklenburg auch an den schönen Saalestrand und weiter in das deutsche Land hineintragen, denn es geht eine gesunde Kraft davon aus, die etwas befreiendes von mancherlei nutzlosen Kümmernissen des Lebens hat. Wie wichtig für unser ganzes Durchhalten die Pflege des Heims durch die deutsche Frau ist, darüber sind sich wohl alle denkende Menschen klar. Das sagt das Wortwort schon so treffend: „Je länger der Krieg dauert, um so stärker wächst in den Herzen empor das heilige deutsche Heimweh. So muß jetzt alle Kraft angewandt werden zum Wiederaufbau des deutschen Hauses, vor allem durch die, so in erster Linie dazu berufen ist: durch die deutsche Frau." Unser ehemaliger Landsmann und Zögling der Franckeschen Stiftungen weiß vom gesunden Heim viel Treffendes und Gutes zu sagen. Sehr wohltuend berührt es, daß bei der Pflege des Gemütslebens die Wahrhaftigkeit obenan gesetzt wird, allerdings eine liebevolle Wahrhaftigkeit „im Reden, Schweigen und Verschweigen".

Ganz wunderhübsch ist, was über die Kunstpflege gesagt wird. „Das geistige Können auch in diesem Kriege bekommt sein volles Recht: Der eiserne Wille zum Sieg überwindet Schwierigkeiten und nicht bloß allein der Körper." Und zum Schluß über das sittlich-religiöse Leben: „Gut sein ist mehr als schön sein, mehr als begabt sein, mehr als gesund sein." Und nun etwas, wonach alle gerade jetzt hungern und dürsten, der sichere Weg zum Glücklichmachen! Es gäbe mehr glückliche Menschen auf der Welt, wenn die Mutter ihre Kinder schon in der Jugend die große heilige Kunst des Gebens gelehrt hätte. Auch das andere Wort über die jetzt so wichtige Frage der Kindererziehung möge als Zeichen, wes Geistes Kind dies empfehlenswerte Büchlein ist, hier stehn: daß diese nur gelingen kann, wenn von den Kindern zweierlei gefordert wird: Wahrhaftigkeit und Gehorsam. „Die Lüge ist der Tod der inneren Gemeinschaft." Elisabeth Pfeffer.

— **Von stillem Leiden und bescheidenem Glück.** Von Wilhelm Steinhausen. Verlag von E. Ungleich, Leipzig 13. Steinhausen, der berühmte Maler, zeigt sich auch als Schriftsteller als eine scharf ausgeprägte, eigenartige und vielseitige Persönlichkeit. Er bleibt auch hierin seinem Grundsatz treu, daß es in Kunst und Poesie vor allem auf Ursprünglichkeit, Stärke und Echtheit eigener Empfindungen ankommt. Man fuhlt es, daß er seine Freude an den stillen Gestalten mit den versonnenen Augen hat, dem tiefen Gemüt und dem warmen Herzen, die im Verborgenen und Kleinen treu sind, die lieber Unrecht erdulden als andern solches zufügen. Man betrachte nur den Johann Schadewald, den früheren Kantor von Papenwisch, dessen große, aber auch so schnell zerflörte Glücksstunden so jäh ihm entschwinden, ohne diese bescheidene, linkische, gar nicht weltkluge Seele zu verbüstern — dieser stille Mensch, er ist glücklich im Bewußtsein, daß die liebsten Menschen, die er hat und die ihm das Glück raubten, glücklich sind, und er selbst, er bescheidet sich weiter mit seinen stillen einsamen Freuden. Freunde gediegener, künstlerisch hochstehender Erzählungskunst seien auch auf dieses Buch aufmerksam gemacht.

— **Deutsche Bücherbriefe.** Eine wertvolle Bereicherung und eine ernste Reform unserer Literaturkritik stellen die von der „Fichte-Gesellschaft von 1914" herausgegebenen „Deutschen Bücherbriefe" dar. Sie erscheinen im Maiheft der „Bühne und Welt" (Herausgeber Wilhelm Kiefer, Preis des Einzelheftes 60 Pf., Halbjahrbezug 3,50 M) erstmals. Ihr Herausgeber sprich in dem Begleitaufsatze aus, daß er von diesem Unternehmen eine „Sicherung des literarischen Urteils" schlechthin erwarte, ein Wunsch, von dem man nur hoffen kann, daß er sich erfülle. Die Bücherbriefe wollen eine genaue, gleichermaßen nach ästhetischen als auch ethischen Gesichtspunkten gehaltene Uebersicht über die Erscheinungen des Büchermarktes geben, ein literarischer und kulturellen Ratgeber also in Monatsfolgen. Es ist nicht zu leugnen, daß ein derartiges Unternehmen segensreich wirken kann und vollje Unterstützung verdient. — Neben dem Leitaufsatz des Herausgebers, einer gründlichen Betrachtung über unser literarisches Leben heben wir aus dem Inhalte des Heftes nach Abhandlungen von Michel Georg Conrad, Adolf Bartels, Walter Fränede, Adalbert Luntowski, Johannes Schlaf, Graf von der Schulenburg hervor.

— **Französische Staatsmänner** von Max Nordau (Sammlung „Männer und Völker"). Verlag Alfhein u. Co., Berlin SW. Preis 1 Mk. Von 1870 bis 1914, von dem Kriege, in dem das napoleonische Kaisertum zusammenbrach, bis zu den Tagen Poincarés und des ersehnten Revanchekriegs gegen Deutschland führt das Buch von Max Nordau. Glänzend in der sprachlichen Form, großzügig in der Auffassung gibt es eine zusammenhängende Geschichte der dritten französischen Republik, ihrer Parteikämpfe und ihrer Skandale, ihrer friedlichen Errungenschaften und ihres ständigen Rückfalls in das zerrüttende Fieber des nationalistischen Vergeltungswahns. In einer Reihe von Bildnissen werden die jeweils führenden Staatsmänner dargestellt: der kleine Thiers, der nach Sedan mit dem Grafen Bismarck unterhandelte, und der Besiegte von Sedan, der Marschall Mac Mahon, der eitle Jules Simon und der feurrische Gambetta, der Retter des Vaterlandes, der Präsident Jules Grévy, der mit achtzig Jahren abdanken mußte, und Jules Ferry, der „Verkaufte", der kühle Waldeck-Rousseau und der zähe Combes, der grimmige Ministerstürzer Clemenceau und der schwärmende Friedensapostel Jaurès, den am 31. Juli 1914, als Paris im Kriegstaumel zuckte, die Kugel des Mörders Villain beseitigte.

— **Die Kunst.** — Immer wieder muß die erstaunliche Tatsache hervorgehoben werden, daß, während beispielsweise die französischen Kunstzeitschriften seit dem Ausbruch des Krieges ihr Erscheinen überhaupt eingestellt haben, unsere deutschen Kunstzeitschriften nicht nur weiter erscheinen, sondern auch in gleich vorbildlicher Güte, mit gleich gediegenem Inhalt, mit gleichem Reichtum an glänzend ausgeführtem und sorgfältig gewähltem Abbildungsmaterial wie im Frieden. Zeuge dessen ist wieder das eben erschienene Juniheft der Münchner Zeitschrift „Die Kunst" (Verlag Bruckmann, München). Auch in diesem Heft bietet die Zeitschrift eine Fülle von Schönheit und Anregung, und wer wäre nicht froh, heute aus solcher Schönheitsquelle die Möglichkeit zur Ablenkung von all dem Schweren und von der gewaltigen Nervenanspannung, die unsere Tage uns bringt, zu finden.

— **„Licht und Schatten"** (Verlag Licht u. Schatten, Berlin W 9, Preis des Heftes 25 Pf.) Nr. 17 beginnt mit einer humoristischen Skizze von Margarete Bruch: „Das Pfingsterlebnis der Jungfer Fröhlich" und schließt mit einer kurzigen Spitzbubengeschichte von Paul Ernst: „Die gesparten Schlachtschüsseln". Die interessanten Aufzeichnungen eines bekannten, aber bezeichnenderweise nicht genannten deutschen Malers: „Aus einem französischen Zivilgefangenenlager" werden zu Ende geführt. Mit wertvollen Gedichten kommen Adolf Ey, Karl Rötger, und Alfons Petzold zu Worte. Der künstlerische Teil enthält neben einer interessanten und wenig bekannten Federzeichnung Rembrandts Beiträge von Max Fleischer, (Titelbild: Auf Java), H. Kung (Beweinung Christi), Hand Weid, Fritz Meseck (Simson und Delila), Hans Vogel, A. Partikel und Otto Müller (Soldatenbegräbnis).

Für unsere Frauen

Welche Aussichten bieten sich der Frau im kaufmännischen Berufe?

Fast kein anderer Beruf übt auf die Frauen eine derartige Zugkraft aus, wie der kaufmännische. Es ist keine Kühnheit, wenn behauptet wird, daß besonders während der Kriegszeit Frauen und Mädchen aller Stände sich zum kaufmännischen Berufe drängten, meist von der Hoffnung beseelt, durch Heimischwerden auf diesem Gebiet, eine „glänzende" Anstellung zu erreichen. Allerdings besteht zurzeit eine große Nachfrage nach Kräften, bedingt durch die Einberufung der Männer zum Heeresdienst, die bis jetzt diesen Posten inne hatten. Obwohl jetzt zum Teil Kriegsverletzte zur Ausübung dieses Berufes schon wieder eingestellt werden, so gilt es dennoch, verschiedentlich Lücken zu füllen. Nur gibt es deren nicht mehr so viel, wie vor Monaten, da der Buchhandel, das Zeitungswesen und viele andere Industriezweige, wenn nicht eingeengt, so doch durch den Krieg stark beeinträchtigt worden sind. Ferner hervorzugen die meisten Betriebe, wie schon oben erwähnt, erfreulicherweise und eigentlich selbstverständlicherweise Kriegsbeschädigte, ehe sie Frauen zu Hilfe nehmen. Jedenfalls besteht für die „kaufmännisch" gebildete Frau zur Zeit wenig Aussicht auf lohnende Anstellung, da die Nachfrage weit hinter dem Angebot zurücksteht.

Einer der Hauptgründe, die die Frauen zur Ergreifung des kaufmännischen Berufes bewegen, dürfte wohl in der verhältnismäßig schnellen Ausbildungsmöglichkeit zu suchen sein. Klingt es doch zu verlockend, wenn in Zeitungen private „Handelslehranstalten" einen Kursus anbieten, der oft nur 3—4 Monate dauert, und eine „gründliche" Ausbildung gewährleistet. Sobald aber die dort ausgebildeten Schülerinnen ins öffentliche Leben hinaustreten und glücklich eine Stellung gefunden haben, merken sie bald an ihrer Enttäuschung, daß die Kenntnisse den Anforderungen nicht genügen. Die meisten ziehen eben nur die kurze Ausbildungszeit, gegenüber den anderen Berufen, mit oft jahrelanger Lehrzeit, in Betracht, um dann möglichst bald auf „eigenen Füßen" stehen zu können. Dann wird auch der kaufmännische Beruf oft als rettender Anker betrachtet, wenn zu irgend einem anderen Erwerbszweig das Talent fehlt, oder die Ausbildungskosten für etwas anderes zu hoch sind. Gleichviel, welche Punkte bei der Ergreifung des kaufmännischen Berufes auch mitsprechen, jedenfalls sollten Frauen niemals eine derartige Stellung annehmen, wenn sie nicht über ausreichende Kenntnisse verfügen, bir heutzutage dazu unerläßlich sind.

Selbst von einer einfachen Kontoristin oder Buchhalterin wird Gewandtheit im Rechnen, Fertigkeit im Handhaben der Schreibmaschine verlangt, ferner muß sie absolut zuverlässig stenographieren, vor allem aber orthographisch richtig schreiben können.

Das Gehalt einer Kontoristin beträgt durchschnittlich 80—40 Mark monatlich und steigt nur sehr langsam. Hingegen ist eine Sekretärin, wie sie in Redaktionen, im Verlage, in den Büros größerer Handelsfirmen, sowie im Buchhandel Verwendung findet, bedeutend besser gestellt. Denn sie verdient nicht nur das Doppelte an Gehalt, sondern steigt bis zu 100 Mk., bei hervorragenden Leistungen sogar bis zu 120 Mk. monatlich. Allerdings wird von ihr bedeutend mehr verlangt. Sie muß über gute Schulbildung verfügen, und in den verschiedenen Buchführungssystemen bewandert sein, zum mindestens aber in der einfachen und doppelten Buchführung. Ferner muß sie in der Handelskorrespondenz sicher sein. Neben diesen Fähigkeiten muß sie absolute Zuverlässigkeit, ausgeprägtes Pflichtbewußtsein besitzen. Sie muß ein gewandtes Auftreten haben, um bei Abwesenheit des Chefs die Firma, der sie vorsteht, vertreten zu können. Denn namentlich bei größeren Handelsfirmen hat die Sekretärin des Oefteren mit Reisenden und dem Publikum zu unterhandeln.

Gerade auf dem kaufmännischen Gebiete, kommt man mit Halbheiten nicht vorwärts. Nur ausreichende Kenntnisse und die zu diesem Beruf nötigen Eigenschaften verbürgen eine befriedigende Stellung.

Tevera.

Aus dem Küchenreich

Verwertung von Gemüseabfällen

In den jetzigen gemüsereichen Monaten sammeln sich in den einzelnen Haushaltungen fast täglich Gemüseabfälle an, die, wenn sie nicht zum Füttern des Viehes abgeholt werden, nutzlos die Müll- oder Aschengrube füllen. In jetziger Zeit sollte man aber ein Wegwerfen der Gemüseabfälle nach Möglichkeit vermeiden. Hauptsächlich bilden die äußeren grünen Blätter des Kopfsalates, sowie die des Mairabarbers und das Radieschenkraut den täglichen Abfall. Innerhalb zwei Tagen hat sich schon eine ansehnliche Schüssel davon angesammelt. Um nun diese Abfälle nutzbringend zu verwerten, koche man sie zu einem spinatähnlichen Gemüse, und zwar, soweit sie noch fleckenfrei und nicht gelb sind. Nachdem man diese schon erwähnten drei Sorten sorgfältig gewaschen hat, wellt man sie ab und gibt sie durch die Fleischhackmaschine oder wiegt sie auf dem Brett fein. In einer Pfanne erhitzt man Fett oder kleingeschnittenen Speck, dünstet darin eine würflig geschnittene Zwiebel geblich, stäubt einen Eßlöffel Mehl daran und läßt es bräunlich schwitzen. Diese Einbrenne füllt man mit dem Kochwasser des Gemüses auf, gibt das feingewiegte Gemüse dazu und läßt es an der Herdseite oder kleiner Flamme 10—15 Minuten ziehen. Vor dem Anrichten mit Salz und Pfeffer abgeschmeckt, bildet es zusammen mit Rösti- oder Schmorkartoffeln eine vortreffliche Mittag- oder Abendmahlzeit.

Aber auch aus den Salatblättern selbst kann man ein wohlschmeckendes, dem Raps ähnliches Gemüse zubereiten. Dazu stellt man eine helle Einbrenne her, füllt sie mit Wasser auf und schmeckt sie mit Salz, Muskat, Zucker und Essig süßsäuerlich ab und läßt sie langsam bei nicht zu großer Flamme, ausquellen. Inzwischen wiegt man die vorher gewaschenen Salatblätter ganz fein, gibt sie an die Einbrenne und läßt das Gemüse, ohne es zu kochen, darin heiß werden. Es wird ebenfalls zu Bratkartoffeln gegeben.

T. B.

Mischgericht von Möhren, Kartoffeln und Bohnen. 1 Pfund zugeputzte Möhren, sowie 1 Pfund geschälte Kartoffeln, beides auf dem Gurkenhobel geschnitten, mischt man mit ½ Pfund, am Tage zuvor eingeweichten weißen Bohnen. Füllt alles in einen Topf, in dem man zuvor 1 Eßlöffel kleingeschnittenen Speck, 1 Eßlöffel Schnittlauch, sowie 1 Eßlöffel feingewiegte Petersilie gedünstet hat und vermengt alles gut untereinander. In einem halben Liter Wasser löst man Fleisch- oder Suppenwürze auf, gießt es über das Gemisch und kocht es 1½—2 Stunden. Nach Belieben kann man Siede- oder Kochwurst dazu reichen, oder auch nur Brat- oder Röstkartoffeln.

Tunke zu kaltem Fisch. Man reibt 4—5 abgekochte Kartoffeln fein, rührt dazu noch und nach etwas Oel, Essig und in etwas aufgelösten Ei-Ersatz (1 Teelöffel) etwas feingeriebene Zwiebel, Zucker nach Geschmack und zum Schluß eine Stunde vor Gebrauch eine Handvoll feingewiegter Samenkräuter und event. noch etwas Zitronensäure. Dies gibt man über gekochten, entgräteten, gehäuteten kalten Fisch.

Verantwortlich für die Schriftleitung: H. Reißner.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X191606082-15/fragment/page=0006